

Adalbertus

zeitschrift für ostmitteleuropäische begegnung

herausgegeben von

adalbertus-werke e.v.

bildungswerk der danziger katholiken

adalbertus-jugend

katholische jugend aus danziger familien

forum



INHALT

Gerhard Nitschke Erinnerung als Mahnung	Seite 2
Pfarrer Johannes Klafke Kirche ohne Zukunft – Zukunft der Kirche?	Seite 3
Dr. Rupert Neudeck Heimat und ethnische Vertreibung	Seite 4
Prof. Dr. Peter Maser „50 Jahre danach“ oder „Ein Tor in die Zukunft“	
Rückblick auf Verlautbarungen zum Gedenken an das Kriegsende und die Vertreibung in Politik und Kirche im Jahre 1995	Seite 5
Adam Krzeminski Polnischer Herbst 1995	Seite 7
Gerhard Nitschke Im Vorfeld der 1000-Jahr-Feiern im Jahr 1997: Adalbert-Forum und Adalbert-Preis	Seite 9
Viola Nitschke Brückenbau als Lebensaufgabe – Guardini Preis 1995 für Wladyslaw Bartoszewski	Seite 11
Andrea Gawrich Der Blick nach Osten bleibt bestehen – die Aktion West-Ost 1995	Seite 13
Mieczyslaw Abramowicz Jüdisches Theater in der Freien Stadt Danzig 1934–1938	Seite 14
Veranstaltungen	Seite 16
Personen – Daten – Fakten	Seite 16

ZUM TITELBILD

Ein Bauwerk von symbolhaft europäischer Bedeutung: der Hradschin, die alte Prager Königsburg, auf der am 17. Juni 1995 zum ersten Mal der Adalbert-Preis verliehen wurde. (s. Bericht S. 8 bis 11)

50. GEMENTREFFEN VOM 3. BIS 8. JULI 1996

IMPRESSUM

Herausgeber:

adalbertus-werk e.v. und adalbertus-jugend,
Hubertusstraße 5, 40219 Düsseldorf.

Redaktion: Gerhard Nitschke,
Am Gentenberg 1, 40489 Düsseldorf,
Tel. (02 11) 40 04 40, Fax (02 11) 40 78 74.

Gestaltung und Herstellung:

Willi Wilczek SatzService,
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf,
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77.

Fotos: Bundesbildstelle, Kirchbach, Weber
Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr.
Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von 12,- DM je Jahr erbeten.

Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)
Konto-Nr. 1519 66-435

Ein bedeutungsschweres Jahr der Gedenktage, der Erinnerungen, der Mahnungen und der Preisverleihungen ist zu Ende. Diese Ausgabe des *adalbertusforums* nimmt darauf noch einmal unter verschiedenen Aspekten Bezug. Dabei bleibt ein Erinnerungsdatum – das an den Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe vor 30 Jahren – ausgeklammert, es wird in der nächsten Ausgabe im Zusammenhang mit der neuen gemeinsamen Botschaft vom 13. Dezember 1995 behandelt werden. Das jüngste Gedenken des vergangenen Jahres war eines nach nur fünf Jahren, das an die Vereinigung Deutschlands am 3. Oktober 1990. Dieses – und zugleich auch die Berliner Wahlen am 22. Oktober 1995, die einen erschreckenden Stimmanteil der PDS erbrachten – gaben Anlaß, Pfarrer Johannes Klafke um einige Gedanken zu seiner Gemeindegarbeit in Berlin-Hohenschönhausen zu bitten, einem Pfarrgebiet, in dem bis zur Wende das berüchtigte Stasi-Gefängnis lag und das heute eine PDS-Hochburg ist. Wie lebt dort Kirche und wie sieht sie ihre Zukunft fünf Jahre nach der „Wende“? Im Jahr des „Kirchenvolksbegehrens“ werden in seinem Artikel einige Perspektiven sichtbar, die darin nicht vorkamen.

Der Konflikt im ehemaligen Jugoslawien hat 1995 durch einen Vertrag ein Ende gefunden. Das Problem der ethnischen Vertreibungen jedoch – deren Opfer vor 50 Jahren mehr als 12 Millionen Deutsche wurden und seit dem in vielen Ländern jährlich Hunderttausende –, das in diesem Konflikt durch die Medien so deutlich wie noch nie in seiner ungeheuren Dimension der Unmenschlichkeit aller Welt „vorgeführt“ worden ist, es ist geblieben. Rupert Neudeck hat am Ende des Gedenkjahres, 50 Jahre nach seinem eigenen Heimatverlust, erneut den Finger in diese offene Wunde gelegt. Es gab 1995 viele Gedenkfeiern, Aufrufe und Verlautbarungen – auch heiß umstrittene. Vielleicht haben letztere erst eine offene Diskussion über alle Facetten dieses Gedenkjahres möglich gemacht. Prof. Peter Maser gab im November in Königstein, bei der jährlichen ökumenischen Tagung der Vertriebenenarbeit, einen ausführlichen Rückblick auf die Verlautbarungen. Wir sind ihm dankbar, daß er uns eine verkürzte Fassung seines Vortrags für das *adalbertusforum* zur Verfügung stellte.

Polen hat während des Jahres 1995 immer wieder im Blickpunkt gestanden, sowohl im Zusammenhang mit den Gedenkfeiern – deren herausragendstes Ereignis für uns Deutsche die Rede des polnischen Außenministers Wladyslaw Bartoszewski am 28. April in Bonn war (s. *adalbertusforum* Nr. 2/1995) –, als auch wegen der Probleme im eigenen Lande im Zusammenhang mit den Präsidentenwahlen am 19. November. Adam Krzeminski gibt in seinem Beitrag in seiner gewohnten Offenheit und Klarheit – gepaart mit einem Schuß Ironie – eine Analyse der derzeitigen Situation in Polen, die sich durch den inzwischen erfolgten Rücktritt des Mini-

sterpräsidenten Oleksy politisch weiter verschlechtert hat.

Die Bemühungen um die Aussöhnung zwischen Polen und Deutschen haben dennoch auch im Gedenkjahr 1995 erhebliche Schritte nach vorn gemacht, und zwar einerseits durch die weitere intensive gemeinsame Aufarbeitung der Geschichte – wobei immer mehr versucht wird, das Trennende durch bewußte Betonung des Gemeinsamen zu überwinden –, als auch durch die gerade in diesem Jahre erfolgte besondere Würdigung von Persönlichkeiten, die sich um die Verständigung und Aussöhnung auf polnischer Seite besonders verdient gemacht haben.

Zwei Beiträge dieses Heftes berichten von den Preisverleihungen an Tadeusz Mazowiecki und Wladyslaw Bartoszewski, die beide – obwohl sie unter dem Unrecht, das von Deutschland aus in ihr Heimatland getragen wurde, schwer gelitten haben – seit Jahrzehnten für die Aussöhnung der beiden Völker gearbeitet haben und Freunde des heutigen Deutschlands geworden sind.

Die Preisverleihung an den Erstgenannten steht in einem engen historischen und spirituellen Zusammenhang mit dem Patron unserer Arbeit, dem hl. Adalbert. Das wurde in einer außerordentlichen *Internationalen Konsultation* deutlich, die in der Pfingstwoche in Nettetal Adalbert-Forscher und

-Verehrer aus fünf Ländern zur Disputation miteinander vereinte und im Vorfeld der 1000-Jahr-Feiern im kommenden Jahr ein herausragendes europä-

isches Ereignis einleitete. In einem ausführlichen Bericht werden die wichtigsten Ergebnisse dieser Tagung dargestellt, bei der auch das Adalbertus-Werk vertreten war.

Die *Aktion West-Ost*, in der die Adalbertus-Jugend durch Führungskräfte intensiv engagiert ist, hat in der letzten Zeit starke Begegnungsaktivitäten im gesamten ostmitteleuropäischen Raum entwickelt. Andrea Gawrich schildert diese Arbeit in ihrem Beitrag.

Der letzte Artikel schließt an die vorige Ausgabe des *adalbertusforums* an, in der im Rahmen der Gemen-Berichterstattung von der jüdischen Präsenz in Danzig bis zur Vernichtung durch den NS-Terror berichtet wurde. Es ist ein besonderes Geschenk am Ende des Jahres, in dem wir der Befreiung des KZ Auschwitz vor 50 Jahren gedachten, daß uns ein Artikel aus polnischer Feder die Kulturleistungen der Juden in Danzig zu deutscher Zeit erhellt.

Wir stehen am Beginn eines neuen Jahres, voller Erinnerungen an das vergangene. Eine alte jüdische Weisheit sagt, daß Erinnerung das Geheimnis der Erlösung sei. Erinnerung bedeutet aber auch Mahnung, sie für die Zukunft fruchtbar zu machen. 1996 wird uns das 50. Gementreffen bringen, bei dem es um die **ZUKUNFT EUROPA** gehen wird. Mögen die Erinnerungen für uns erlösend sein, uns Mahnung sein und frei machen für unseren weiteren Dienst an der gemeinsamen Zukunft!

Gerhard Nitschke

1. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e.V.

Die Überschrift ist nicht neu, die Frage stellt sich aber in einem Bezirk im Ostteil Berlins in neuer Weise. Das Wort „Diaspora“ ist bekannt, es beschreibt die normale Situation der Kirche, bekommt aber nicht nur im Ostteil Berlins einen neuen Akzent. Auch das Wort „Ökumene“ ist vieldeutig, es wird aber in dem viel diskutierten Traditionsbruch ein neuer Leitgedanke werden müssen. Mir wird oft die Frage gestellt, wie sich die Kirche im Osten 50 Jahre nach dem Ende des Krieges und 6 Jahre nach der „Wende“ versteht, träumt sie nostalgisch von der oft heldenhaft dargestellten „Verfolgungszeit“ und dem Image, das sie in der Öffentlichkeit hatte, kann sie sich in der neuen Welt – und diese ist ja nicht ohne weiteres vergleichbar mit der alten Welt im Westen – zurechtfinden und überleben? Kann auch für sie der Mangel Gewinn werden? Für den Bezirk Hohenschönhausen im Nordosten Berlins stellte sich in diesem Jahr zusätzlich die Frage: wie kann die Kirche das 10jährige Jubiläum des Bezirks mitfeiern und mitgestalten?

Viele Gespräche beginnen mit der Frage: Wie groß ist deine Gemeinde? Ich kann dann aufgrund der Meldelisten, die wir nach der „Wende“ von staatlicher Seite bekommen, antworten: 1.500 Seelen. Amtlich gemeldet sind aber noch zusätzlich rund 120 Aussiedler aus den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion, die vorübergehend in Heimen untergebracht sind. Außerdem leben im Gebiet der Gemeinde noch rund 500 katholische Ausländer, vor allem aus Vietnam. Mit den Stichworten „Vertragsarbeiter“ und „Zigarretenschmuggler“ ist deren Situation nur ungenügend beschrieben. Wie „klein“ die Gemeinde jedoch ist, wird erst dann deutlich, wenn man weiß, daß diese Gemeinde in einem Gebiet mit 90.000 Einwohnern lebt. Auch die anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften leben in der Diaspora. Nur 8 % der Bevölkerung bekennen sich zu einer christlichen Gruppierung, 92 % sind erklärter Weise unkirchlich. Auf diesem Hintergrund gilt die Diagnose: Hier gibt es kein christliches Abendland, wenn auch einige Leute noch eine schwache Erinnerung an die von uns geliebte Wertwelt haben.

Der Bezirk Hohenschönhausen ist von früher her einigen bekannt als „Stasi-Hochburg“. Der NKWD hatte hier bis 1950 eine berüchtigte Haftanstalt unterhalten. Erst nach der „Wende“ und nach Einsicht einiger Akten in Moskau konnten Gebeine der seinerzeit Verscharrenen geborgen werden. (Im Oktober d. J. wurden sie im Rahmen einer ökumenischen Feier würdig beigesetzt.) Von 1950 bis 1988 war die Haftanstalt dann „Stasi-Knast“, manche Teile wurden „U-Boot“ und „Tigerkäfig“ genannt. Auch aus unserer Gemeinde waren dort einige in U-Haft. Sie erzählten mir später, daß sie am Geläut der Friedhofsglocke erkannt hatten, daß sie „noch zu Hause sind“. Als die Kirchen am Palmsonntag dieses Jahres auf diesem brisanten Gelände gemeinsam den Kreuzweg beteten, fehlte nicht der Beitrag der Zeitzeugen, aber auch nicht die Anrufung des Erbarmers.

Die Berliner Wahl am 22. Oktober 1995 hat



Kirche ohne Zukunft – Zukunft der Kirche?

*Pfarrer Johannes Klafke,
Berlin-Hohenschönhausen*

im Bezirk Hohenschönhausen folgende Sitzverteilung erbracht: PDS 21, CDU 11, SPD 9, Grüne/Bündnis 90 4. So ergeben sich gesellschaftspolitische Fragen eigener Art. Überall spricht man von „Abgrenzung“ und „Ausgrenzung“. Parteipolitisch mag das sinnvoll sein; dürfen diese Schlagworte aber auch Losungen für die Kirche sein? Vor der „Wende“ galt die Abgrenzung als pastorales Rezept. Man konnte auf viele Beispiele und Vorbilder aus der Kirchengeschichte verweisen – von den ersten Jahrhunderten bis zur Zeit des Widerstandes im Dritten Reich. Jetzt ergeben sich Fragen nach den neuen Verhaltensmustern und Heldengestalten. Können wir vom Westen Deutschlands etwas lernen? Welche Visionen hat die Kirche Polens? Müssen wir hier einen eigenen Weg finden? Sollte man statt „Kirche“ nicht lieber „Kirchen“ sagen? Denn die Herausforderung trifft ja alle Christen in gleicher Weise. Gibt es Traditionen, aus denen alle

Geboren 1931 in Danzig, 1945 Vertreibung aus der Heimat, Abitur 1950 in Gladbeck, anschließend Theologiestudium in Königstein und Münster, 1954 Wechsel in die DDR in das Priesterseminar Neuzelle, 1955 Priesterweihe in Berlin auf den Titel der Diözese Danzig, Kaplansjahre in Berlin-Weißensee und Stralsund, seit 1965 Pfarrer in Berlin-Hohenschönhausen, wo ihm bis 1988 nur eine Friedhofskapelle zum Gottesdienst für seine Pfarrei zur Verfügung stand, 1988 Weihe der neuen Kirche mit Pfarrzentrum Hl. Kreuz durch Kardinal Meisner.

Kirchen schöpfen können, um zu versuchen, einen gemeinsamen Weg zu bahnen? Muß Ökumene – von der sich abzeichnenden Zukunft her – neu definiert werden, ohne dabei kontroverstheologische Themen für unwichtig zu halten?

In der „Wende“ und nach der „Wende“ mußten wir neu gehen lernen. Allen Kirchen kam zugute der fast schon vergessene Vertrauensvorschuß, den die irritierte Öffentlichkeit den Kirchen insgesamt entgegenbrachte. Wir richteten Gesprächsrunden ein für ehemalige Staatsbürgerkundeführer, wir halfen Unterstufenlehrern, die Weihnachtsgeschichte zu verstehen. Wichtig war aber vor allem die Beteiligung der Kirchen am „Runden Tisch“. Auch in Hohenschönhausen wurde er von kirchlichen Vertretern moderiert. Und auch die „Katholische Akademie in Berlin“ unter der Leitung von Dr. Remmers, dem ehemaligen Kultusminister von Niedersachsen, versteht sich in der Tra-

dition des „Runden Tisches“. Wer Anschauungsmaterial und ein Erlebnismodell für „Dialog“ sucht, sollte sich an diese Akademie wenden.

Sie wurde auch ein wichtiger Pate für eine Veranstaltungsreihe, die die Kirchen zum 10jährigen Jubiläum des Bezirks Hohenschönhausen in diesem Jahr durchführten. (Die Kirchen, d. h. auch eine sehr rege Ev. Freikirchliche Gemeinde und die Baptisten). Sie sollte eine gemeinsame Visitenkarte sein für die Bürger, die sonst aus den verschiedensten Gründen mit der Kirche „nichts am Hut haben“. Alle acht Gemeinden beteiligten sich an einer gemeinsamen Ausstellung, die festlich eröffnet wurde unter dem Motto „So bunt ist das Leben der Kirche“. Von seiten der katholischen Kirche sprach Herr Dr. Remmers – nach Form und Inhalt das Referat eines Politikers. Das aufreizende Thema war: „Wenn jeder an sich denkt, ist an jeden gedacht.“ Das zweite Referat hielt Herr Superintendent Dr. Furian – nach Form und Inhalt der Beitrag eines Theologen – zum Generalthema der ganzen Veranstaltung: „Bedarf die Demokratie der Spiritualität?“ Bei der Aussprache zeigte sich dann, daß die Christen weithin unter sich geblieben waren. Doch eine ökumenische Begeg-



nung unter der Frage: „Wie können wir gemeinsam zum Besten der Stadt beitragen?“ ist ja auch schon voller Segen.

Schwierig wurde das Gespräch erst, wenn sich PDS-Wähler zu Wort meldeten. Dann halfen keine beschwörenden theologischen und kirchenhistorischen Rückblicke, sondern die Frage war, wie kann die Tradition der Kirche heute fruchtbar werden? Die Pflege der Tradition ist wichtig, aber sie ist doch zu relativieren. Der hl. Paulus hat sicher nicht die Tradition abwerten wollen, wenn er mahnte, nach dem Ausschau zu halten, was vor uns liegt. Der PDS-Wähler – ob selber christlich oder nicht – fragt nicht so sehr nach der Vergangenheit. Gefragt ist der pfingstliche „Atem der Verheißung“, erspürt und gelebt in einer Lage wie der unseren. Wie kann er fruchtbar werden für die Pastoral im täglichen Leben? Die ständige Herausforderung ruft nach einer verheißungsvollen Spiritualität! Doch welche Spiritualität ist für die Zeit der einzuübenden Demokratie von der Heiligen Schrift her angemessen? Ist die Apokalypse aufzuschlagen und vom himmlischen Jerusalem zu

sprechen? In welchem Sinn ist Pfingsten das Geburtsfest der Kirche(n)? Manche Gretchenfrage wird noch zu formulieren und nicht leicht zu beantworten sein.

Mit einigen Fakten läßt sich verdeutlichen, was mit der Überschrift dieses Artikels gemeint ist: Im Gebiet der Gemeinde gibt es 18 Grundschulen mit je fünf Zügen; wenn jedes Jahr rund 18 Kinder zur Erstkommunion geführt werden, ergibt sich statistisch: auf fünf Klassen kommt ein katholisches Kind. So wird verständlich, daß der „Religionsunterricht“ im Osten Berlins sich nach Theorie und Praxis von dem im Westteil der Stadt unterscheidet und unterscheiden muß. Das Land Brandenburg wird mit seinem neuen umstrittenen Programm „LER“ (Lebenskunde-Ethik-Religion) noch mehr Fragen aufwerfen. Übrigens ist es in den vier Gymnasien im Bezirk Hohenschönhausen viel einfacher, christliche und nichtchristliche Jugendliche für den Religionsunterricht am Lernort Schule zu begeistern. Wenn woanders Kinder sich abmelden, bzw. abgemeldet werden, erwacht hierzulande das Interesse an Religion – wenn der Lehrer überzeugend wird.

Auf diesem Hintergrund bekommen folgende zwei Geschichten die rechte Farbe: Eines der vier Gymnasien des Bezirks hält seine Weihnachtsfeier in unserer Kirche. In diesem Gymnasium gibt es nur eine katholische Schülerin und eine katholische Lehrerin. In einem anderen Gymnasium wird die „Kirche“ vom Leiter der Baptistengemeinde vertreten. Er ist von der Evangelischen Kirche angestellt. Er hat Unterrichtsgruppen von Nichtchristen und Christen aller Art. Auch die drei Mädchen aus unserer Gemeinde, die in dieses Gymnasium gehen, halten Kontakt zu diesem Religionslehrer und wissen, daß dieser mein guter Freund ist und z. B. wie andere Vertreter der Ökumene mit seiner Familie Gast bei der Feier meines 40jährigen Priesterjubiläums war.

Der Plattenbaubezirk Hohenschönhausen hat noch keine Festhalle. Darum wird immer wieder von Musikgruppen angefragt, ob sie bei uns Konzerte geben können. In der Öffnung der Kirche sehen wir auch eine Art „kultureller Diakonie“. So sind wir bekannt geworden als ständige Aufführungsstätte des Chores der Humboldt-Universität. Dieser Chor brachte im Mai Freunde mit, so kamen Hohenschönhausen und unsere Gemeinde in den Genuß des Chores der Päpstlichen St.-Thomas-Universität in Manila. Zum Kirchweihfest 1995 sang das Rennerensemble/Regensburger Domspatzen. Es kommen auch unbedeutendere Laienchöre, und oft sind wir Gastgeber für die Musikschule des Bezirks. Unser Pfarrsaal lockt ebenfalls viele Gäste an, z. B. halten die Ausländerheime, die in unserer Nähe sind, im Advent regelmäßig ihre Kinderfeiern bei uns ab.

Kirche ohne Zukunft? Überall ist die Rede vom Umbruch, dessen Ausmaß manche noch gar nicht recht wahrgenommen haben oder wahrnehmen wollen. Hier ergeben sich viele Anfragen an den Sinn der gewohnten Strukturen. Zuweilen haben wir aber auch den Eindruck, daß wir beim Ertasten der Sinngestalt der Kirche mitreden könnten.



Heimat und ethnische Vertreibung

Dr. Rupert Neudeck, Troisdorf

1939 in Danzig geboren, erlebte er als 6jähriger Flucht und Vertreibung; die Familie wohnte dann in Hagen, dort machte er Abitur und studierte danach in Bonn, Salzburg, Münster; nach der Promotion Tätigkeit als Journalist, seit 1977 als Redakteur des Deutschlandfunks in Köln; seit 1979 Organisator der humanitären Aktionen des „Deutschen Komitees Not-Ärzte e.V. CAP ANAMUR“ in verschiedenen Ländern Asiens und Afrikas, seit Beginn des Konfliktes auch im ehemaligen Jugoslawien.

Ethnische Vertreibung – wann wird sie endlich aufhören? Überall, wohin ich komme, erleben wir heutzutage Flüchtlinge, refugiados, refugees. Menschen, die von Haus und Hof, bei Nacht und Nebel von ihrem Platz, auf dem sie eigentlich Anrecht haben, zu bleiben, vertrieben werden. Mit Gewalt. Oft machen die Verreiber noch besondere Unterschiede: die alten Menschen läßt man laufen, die Frauen vergewaltigt man, die jungen Männer und männlichen Jugendlichen nimmt man fest und bringt sie in ein Gefängnis.

Wir haben heute 27 Mio. registrierte Flüchtlinge, die der UNHCR, der Flüchtlingskommissar zu betreuen hat. Sie, diese unübersehbare Zahl, haben alle Erinnerungen an ihr Heimatdorf, sie erleben die Lager-Situation als unmoralisch, als gefährlich für die Kinder, denn solche Lager bringen die alten gewachsenen Stammes- und Clan-Kulturen durcheinander. Diese hunderttausende in Goma und Bukavu möchten lieber heute als morgen in ihre Häuser und Täler wieder zurück – des Landes, das mir als eines der schönsten der ganzen Welt erschienen ist. Aber, sie haben Angst, ermordet zu werden. Die Arbeit für Flüchtlinge muß in der Zukunft noch viel stärker darauf gebaut sein, ihnen die Angst zu nehmen.

„Ich lernte, daß Angehörige verschiedener Kulturen miteinander leben können, daß es

jedoch schwer ist, eine fremde Kultur wirklich zu erleben. Das kulturelle Hemd, das man seit der Kindheit trägt, und das bereits die Eltern trugen, ist einfach nicht abzulegen.“ So sagte es eine große Kollegin, Journalistin, Afrika-Expertin, die als deutsche Jüdin fliehen mußte und in ein Land kam, das vielen geflohenen Juden entweder den brutalen-zynischen Opportunismus einimpfte oder – die Beschämung. In der eigenen Heimat, in Fürth, verachtet und verfolgt wegen der jüdischen, semitischen Herkunft, nun geflohen in das Land der Weißen, die die Schwarzen mit ähnlichem rassistischen Hochmut und Abscheu verfolgten?! Das war eine irrwitzige Herausforderung für Ruth Weiss, die Journalistin: „So bin ich eine Wandernde zwischen verschiedenen Welten. Ich bin Jüdin, habe eine weiße Haut, lebte zwischen, aber nicht mit Afrikanern. War ständig auf der Reise. Manchmal mit einer Absicht, einem Ziel und oft – allzu oft auf der Flucht vor Menschen und Verhältnissen, irgendwo zwischen Europa und Afrika. Das eine nannten die Ämter ‚Aufenthalt‘, das andere ‚Heimat‘. Die Frage war nur: Wo war ich zu Hause?“

Bei Asyl-Bewerbern in Deutschland bitte ich insgeheim manchmal darum, daß sie nicht zu schnell deutsch lernen. Weil ich verhindern möchte, daß sie allzu schnell dieses unangenehm zynischen Worte verstehen: Sie haben eine „Duldung“! Wir müssen alles tun, um Menschen, die ihre Heimat und ihren Kontinent verlassen mußten, das Leben hier sicher und angenehm zu machen. Daß die Bosnier andauernd zittern müssen und erwarten können, daß sie in eine ungewisse Zukunft zurückgeschickt werden, ist nicht gut. Daß die Omarska-Frauen, die das schlimmste hinter sich haben, Vergewaltigungsorgien in einem serbischen Frauenlager, nur vor dem Den Haag-Tribunal ausagen werden, wenn, ja wenn sie hier einen Dauer-Asyl-Status haben, das ist doch einsichtig. Aber es dauerte doch 12 Monate, bis ich das durchbringen konnte, denn wir haben einen Innenminister, der nur das Interesse hat, die Zahl der Ausländer in Deutschland zu senken.

Boden gegen Frieden, ich habe diese Diskussion in Israel verfolgt. Da gab es eine religiöse, streng fromme Oppositionsgruppe innerhalb der Shalom Ashaf, die sagte: Es kann nicht der Wille unseres Gottes und unserer Religion sein, daß wir auf einem heiligen Territorium beharren, wenn das nur immer zu weiteren Morden, Krüppeln, Verhätzungen, Intifadas führt. Es kann nie sein, daß das Menschenleben weniger wichtig und teuer ist, als ein Territorium, die Grenze, Quadratmeter Erde, auf denen eine Flagge steht. Im Gegenteil, Menschen müssen in der Lage sein, beim Boden Zugeständnisse zu machen, wegen des Menschen-Lebens!

So habe ich in Zentralbosnien oder in Mostar, in Vitez oder Prozor, in Gornji Vakuf oder Tomislavgrad, in Bihac und Bosnaska Krupe immer meine eigene Geschichte erzählt, dann wenn es mir schon wieder auf den Wecker ging, daß mir die Geschichte dieses Stücks Erde erzählt wurde und daß die einen schon immer in einer Prozentzahl

von „51,7 %“ hier in der Mehrheit gewesen seien und die anderen eben nicht, weshalb man die anderen dann eben vertreiben können muß.

Solche Situationen zeigen, wie schwach unsere Religion und der gemeinsame Glaube an den einen Vater im Himmel ist. Was hat der Glaube jetzt in der Krajna ausgerichtet, als wirklich und wahrhaftig 150.000 Menschen, die angestammt seit Jahrhunderten hier gelebt haben, vertrieben wurden. Sie sollten auch vertrieben werden. Die kroatische Armee hat alles getan, daß sie in wilder Flucht das Weite ergriffen. Wo war die Kirche da? Ich habe die Patres nur gesehen, wie sie ihre Häuser und Kirchen wieder in Besitz nahmen. Die kroatische Armee hatte, als letzten Propaganda-Trick den Auftrag, die serbisch-orthodoxen Kirchen zu bewachen. Das hätte ich dann toll und phantastisch gefunden, wenn die Menschen hier in der Krajna, in Knin und in Drnic, in Petrovac und in Glamoc hätten bleiben können. Aber eine Kirche zu bewahren und die Gläubigen rauszuschmeißen, ist wirklich eine unerhörte Schweinerei.

Wieder hat in den letzten vier Jahren eine junge Generation in Europa eine Kirche erlebt, die an den Fleischtöpfen der Macht nippt, die das Evangelium nicht ernst nimmt. Der Kardinal von Zagreb, Msgr. Kuharic, der dafür sogar zu loben ist, weil Mut dazu gehörte, hat die Vertreter eines desaströsen Mafia-Staates kroatischer Prägung in dem bosnischen Süd-Herzegowina, mit dem Ver-

brecher Mate Boban an der Spitze, mit KZ's in Dreteilj und Mostar-Ciglanja, nachträglich gebrandmarkt. Als diese Furie der Vertreibung von Muslimen lief, wir von CAP ANAMUR in dem Waggondorf in Capljina Zeugen davon wurden, wie Menschen von der Militärpolizei zusammengeschlagen wurden, nur deshalb weil sie Muslime waren, da hat der Pfarrer und Franziskaner-Pater der Gemeinde Capljina weiter morgens seine Messe gelesen, so als sei nichts Besonderes geschehen. Keinen Finger hat er gerührt für die verfolgten Menschen. Ein anderer Pater, ein richtiger Flintenmann, kam einmal ins Lager und riß jemandem das Radio aus der Hand, weil er Radio Sarajevo gehört hatte. Solche Menschen, die behaupten Vertreter der Kirche zu sein, kann ich nur von fern bewundern. Ich gehöre nicht zu ihnen, wenn sie behaupten, sie gehörten zur Kirche Gottes.

Ich habe in Afrika meine zweite Sozialisation erlebt. Ich liebe diesen Kontinent, weil ich dort vieles von dem finde, was es in Europa nicht mehr gibt. Aber meine Wurzeln sind in Ost-Mitteuropa, in dem Land der „Täler weit, o Höhen“. Mit Begeisterung habe ich Klaus Bednarz' „Fernes, nahes Land. Begegnungen in Ostpreußen“ (Hoffmann und Campe, Hamburg 1995) gelesen. Er, Bednarz hatte davon nie erzählt, daß er auch von dort her stammt.

„... . Dort war der Himmel aufgetan, in der Farbe des Kinderhaars. Schöne Erde Vaterland.“ (Johannes Bobrowski)

„50 Jahre danach“ oder „Ein Tor in die Zukunft“

Rückblick auf Verlautbarungen zum Gedenken an das Kriegsende und die Vertreibung in Politik und Kirche im Jahre 1995

Prof. Dr. Peter Maser, Telgte

In Berlin 1943 geboren, nach der Schulausbildung in Sachsen 1962–1970 Studium der Evangelischen Theologie in Halle/S., 1971 Promotion, bis 1970–1977 wiss. Assistent in Halle, 1977 Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland und wiss. Mitarbeiter des Kirchenamtes der EKD am Ostkirchen-Institut in Münster, 1882–1986 Mitglied des Senats der Universität Münster, 1988 Habilitation, 1993 Professor an der Ev.-Theologischen Fakultät der Universität Münster; sachverständiges Mitglied der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages „Deutsche Einheit“.

■ Die „tages-zeitung“ zum 50-Jahr-Gedenken an das Kriegsende 1945

Die beste Zusammenfassung dessen, was das Gedenkjahr 1995 tatsächlich geleistet hat, findet sich in einem Kommentar Anita Kuglers ausgerechnet in der „taz“ vom 10. Mai 1995: „Jenseits von allen Symposien, repräsentativen Gedenkzeremonien, diplomatischen Pflichtveranstaltungen und vor

allem jenseits aller politischen Vereinnahmungsversuche von rechts (Befreiung, nein danke!) und links (Nie wieder Deutschland!), war im ganzen Land etwas sehr bemerkenswertes zu beobachten. Die Daten rund um den 8. Mai, von Konzentrationslagerterror über Wehrmachtverbrechen bis hin zu Bombennächten und Entnazifizierung, alle diese Geschehnisse wurden der offiziellen Politik entrissen – und dies mit einer Ernsthaftigkeit und Ehrlichkeit, wie es niemals zuvor in den letzten 50 Jahren gewesen war. Überall, von Kiel bis Oberammergau, sprachen die Menschen in ihren Wohnzimmern und Kneipen nicht unverbindlich theoretisierend, wie nun was ein- und damit wegzuordnen sei, sondern über ihr eigenes Erleben und das, was sie vor ihrer Haustür gesehen haben oder nicht sehen wollten. Und das Erstaunliche, man hörte ihnen zu, auch wenn die Berichte nicht ins eigene Weltbild paßten. Noch vor zehn Jahren bügelten die Nachgeborenen die Berichte ihrer Eltern über Flucht und Vertreibung als politisch unkorrekt ab. (...) Jede Erzählung, die nicht mit Deutschlands



Schuld begann, galt als neuerlicher Beweis für Verdrängung und Relativierung. In diesen Monaten aber hörten die Enkel den Großeltern zu, und die durch Lebenserfahrung und Wissen milder gewordenen 68er kramten in Tagebüchern und Fotoalben, ohne gleich zu moralisieren. Dieses Niveau ist nicht rückgängig zu machen, das Erinnern ist nicht zu Ende. Die Geschichte im Einzelschicksal zu erkennen, das Allgemeine im Konkreten wahrzunehmen – die Diskussionen der letzten Monate haben gezeigt, daß dies ein Weg ist“.

Bis zu diesem 50-Jahr-Gedenken an Kriegsende, Flucht und Vertreibung galt unter vorwiegend linken Vorzeichen in der Bundesrepublik Deutschland uneingeschränkt: „Vergangenheit entsteht nicht von selbst, sondern ist das Ergebnis einer kulturellen Konstruktion und Repräsentation; sie wird immer von spezifischen Motiven, Erwartungen, Hoffnungen, Zielen geleitet und von den Bezugsrahmen einer Gegenwart geformt.“ (J. Assmann) Seit 1987, als Ralph Giordano ein Buch gleichen Titels unter die Leute gebracht hatte, geisterte in der Bundesrepublik die These von der „Zweiten Schuld“ herum, die darauf hinauslief, in der Bundesrepublik sei die angemessene strafrechtliche und personelle Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus versäumt worden. Es sei keine „Trauerarbeit“ (A. und M. Mitscherlich) und politisch-pädagogische „Aufklärung“ erfolgt. Die historische Unhaltbarkeit dieser politisch-interessegeleiteten Theorie hat Manfred Kittel 1993 in seiner detailreichen Untersuchung „Die Legende von der ‚Zweiten Schuld‘“ aufgedeckt.

■ Der Appell „8. Mai – Gegen das Vergessen!“

In diese Eintracht der politischen Klasse platzte jener Aufruf einer „Initiative 8. Mai“, der pikanterweise zuerst in der „taz“ veröffentlicht wurde: „Im Grunde genommen bleibt dieser 8. Mai 1945 die tragischste und fragwürdigste Paradoxie für jeden von uns. Warum denn? Weil wir erlöst und vernichtet in einem gewesen sind. Die Paradoxie des 8. Mai, die der erste Bundespräsident unserer Republik, Theodor Heuss, so treffend charakterisierte, tritt zunehmend in den Hintergrund. Einseitig wird der 8. Mai von Medien und Politikern als ‚Befreiung‘ charakterisiert. Dabei droht in Vergessenheit zu

geraten, daß dieser Tag nicht nur das Ende der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft bedeutete, sondern auch den Beginn von Vertreibungsterror und neuer Unterdrückung im Osten und den Beginn der Teilung unseres Landes. Ein Geschichtsbild, das diese Wahrheiten verschweigt, verdrängt oder relativiert, kann nicht Grundlage für das Selbstverständnis einer selbstbewußten Nation sein, die wir Deutschen in der europäischen Völkerfamilie werden müssen, um vergleichbare Katastrophen künftig auszuschließen.“

Damit war ein lange gehütetes Tabu gebrochen und eine Parteigrenzen durchbrechende Diskussion freigesetzt worden, die ihre Fulminanz daraus bezog, daß der Kreis der 296 Unterzeichner dieses Appells so buntgemischt war, daß er nicht einfach einer bestimmten parteipolitischen Richtung zugeordnet war.

■ Bundespräsident Roman Herzog: „Aber doch ein Tor in die Zukunft“

Es blieb Bundespräsident Prof. Dr. Roman Herzog vorbehalten, bei dem Staatsakt „aus Anlaß des 50. Jahrestages des Endes des Zweiten Weltkrieges“ am 8. Mai im Berliner Konzerthaus am Gendarmenmarkt eine Formulierung zu finden, die dem bitteren Streit, der durch den Appell „8. Mai 1945 – Gegen das Vergessen!“ ausgelöst worden war, die Spitze nahm und auch im Ausland mit Respekt gehört werden konnte: „Es ist – zumal in Deutschland – in den vergangenen Wochen leidenschaftlich darüber gestritten worden, ob der 8. Mai 1945 für die Deutschen ein Tag der Niederlage oder ein Tag der Befreiung gewesen sei. Diese Frage ist schon deshalb nicht sehr fruchtbar, weil sie den verschiedenen Erfahrungen verschiedener Menschen nicht ausreichend Raum gibt und das, obwohl meine Vorgänger Theodor Heuss und Richard von Weizsäcker dazu schon richtungweisendes, ja abschließendes gesagt haben. Als Angehöriger einer jüngeren Generation, die den 8. Mai 1945 entweder überhaupt nicht bewußt oder – wie ich – jedenfalls nur im Kindesalter erlebt hat, möchte ich aber sagen, daß ich ihn – wenn auch nachträglich – vor allem als einen Tag begreife, an dem ein Tor in die Zukunft aufgestoßen wurde. Nach ungeheuren Opfern und unter ungeheuren Opfern. Aber doch ein Tor in die Zukunft.“

■ Das gemeinsame Wort der Kirchen zum 8. Mai: „Der Glaube an Gottes Güte macht frei . . .“

Innerhalb der evangelischen Kirchen begannen die Auseinandersetzungen um die rechte Art, des 8. Mai 1945 zu gedenken, mit einem veritablen Glockenstreit, vergleichbar dem peinlichen Gerangel um Läuteordnungen zum Tag der deutschen Wiedervereinigung 1990. Wichtiger als dieses Vorgeplänkel, an dem sich die Vertreter unterschiedlichster Strömungen im deutschen Protestantismus beteiligten, waren die inhaltlichen Präzisierungen zum 50-Jahr-Gedenken, die im kirchlichen Raum erarbeitet und erstritten wurden.

Über die Entstehungsgeschichte des „Wortes

der christlichen Kirchen zum 8. Mai 1995“, das am 1. Mai von den Pressestellen der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz in Hannover und Bonn zeitgleich veröffentlicht wurde, ist bis heute nichts näheres bekannt geworden. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man die ausgewogene Betrachtungsweise, die dieses ökumenische Wort kennzeichnet, im Zusammenhang mit der differenzierenden Diskussion im politischen Raum und unter Berücksichtigung des maßgebenden Einflusses der katholischen Partner interpretiert. In geradezu klassischer Weise werden in der Einleitung die vielfältigen Erfahrungen zusammengefaßt, die Menschen mit dem 8. Mai 1945 verbinden: „Am 8. Mai 1945 ist der Zweite Weltkrieg zu Ende gegangen. Die Waffen schwiegen. Die nationalsozialistische Schreckensherrschaft war vollends zusammengebrochen. Europa konnte aufatmen. Aber das Kriegsende und seine Folgen sind unterschiedlich erlebt und gedeutet worden. Für die einen bedeuteten sie Befreiung aus Konzentrationslagern, für andere Gefangenschaft und Tod, für die einen das Ende der Bedrückung und des Mordens, für andere neues Unrecht durch Vertreibung und Flucht. Ungezählte hatten kein Dach über dem Kopf, Hunderttausende waren Witwen oder Waisen geworden. Dankbarkeit mischte sich mit Bitterkeit, Hoffnung auf einen Neuanfang mit Skepsis. Das Ausmaß an Verwüstung und Zerstörung, das Deutsche mit diesem Krieg ausgelöst hatten, ist immer noch schwer zu fassen. Fünfzig Jahre danach ist dieser Tag bestimmt von Trauer, Dankbarkeit für die Befreiung von Terror und Krieg, von der Bereitschaft zur Erinnerung und von der Verantwortung zur Zukunft.“

■ Erinnerung als Erlösung

Wo in einer so konkreten Weise die vielfältige Erinnerung zugelassen wird, öffnen sich die Herzen für Dankbarkeit und Versöhnung. Wo Schmerz nicht verharmlost und Trauer für notwendig erklärt wird, „damit wir nicht in Resignation und Gleichgültigkeit verharren“, darf dann auch gesagt werden: „Der Glaube an Gottes Güte macht



frei, sich zu erinnern und sich der Vergangenheit zu stellen. In den Ruf nach einem Schlußstrich unter die Vergangenheit können Christen niemals einstimmen. Wer das Gedächtnis verliert, verliert die Orientierung. Wer vergißt, was geschah, reißt den Wegweiser für einen Weg in eine bessere Zukunft aus.“

Haben wir bei allem Gedenken 1995 auch etwas dazugelernt? Theodor W. Adorno hat einmal angemerkt, die Ermordeten dürften nicht noch „um das Einzige betrogen werden, was unsere Ohnmacht ihnen schenken kann, das Gedächtnis“. Diese Einsicht des umstrittenen Frankfurter Aufklärers erhebt im Namen der Opfer einen Anspruch, dessen Tiefendimensionen nur vor dem Hintergrund jahrhundertalter jüdischer Weisheit zu erkennen sind. Das Recht der Opfer auf Gedächtnis einzufordern, bedeutet zunächst einmal, sich ihrer als der konkreten Menschen zu erinnern, die sie waren, bevor sie ein ungerechter Tod auslöschte. Konkretes und individuelles Gedenken aber verbietet es den Nachlebenden, die Opfer in Gruppen zusammenzufassen, um dann um so bequemer darüber entscheiden zu können, welcher Opfer gedacht werden dürfe und welcher nicht. Ein individuell-konkretes Gedenken, das jedem Opfer sein Recht auf Gedächtnis einräumt, stellt in Rechnung, wie wenig wir doch über jedes einzelne Schicksal, auf das wir da zurückschauen, wirklich wissen. Ganz sicher wissen wir immer nur das eine: Dieser Mensch hätte so nicht sterben sollen und dürfen! Der Jude und die Zigeunerin, der ostpreußische Bauer und die schlesische Pfarrfrau, der sudetendeutsche Kommunist und der Katholik aus dem Ermland, der Angehörige der deutschen Wehrmacht und der Soldat der Roten Armee, der Widerstandskämpfer aus dem Ghetto von Wilna, der Mann aus der Waffen-SS und die unzähligen Kriegsgefangenen in den Lagern des Ostens und des Westens – sie alle und die Millionen anderen, die vor einem halben Jahrhundert ihr Leben verloren, vereint der Anspruch an unsere Ohnmacht gegenüber dem Geschehen von damals, ihrer zu gedenken.



**Staatsakt
zum
8. Mai
1995
in
Berlin.**

Aus der Vergangenheit können wir nur lernen, wenn wir durch sie unsere Gegenwart immer wieder in Frage stellen lassen. Die oft zitierte, jüdische Weisheit, die dem großen BESCHT zugeschrieben wird, nach der das Geheimnis der Erlösung Erinnerung heißt, meint ja wohl auch dieses: Den letzten Dienst, den uns die Toten leisten können, ist der, daß wir sie mit der wortlosen Botschaft ihres Schicksals immer wieder in unser Leben eintreten lassen. Unser letzter Dienst zum Gedächtnis der Opfer aber kann nur der sein, daß wir uns dieser Botschaft öffnen, sie nicht zensieren, korrigieren und selektieren. Nur wo diese Begegnung der Opfer mit den Nachlebenden zugelassen wird, werden wir mehr als das lernen können, was wir schon längst glauben zu wissen.

Aus der Erinnerung vermag allmählich auch jene Erlösung zu erwachsen, derer wir alle bedürfen. Die Vervollständigung unseres Gedenkens dient dem Frieden in unserem

Land. Nicht mehr länger müssen unzählige Menschen mit der Last leben, daß ihnen die Berechtigung ihrer Trauer und ihres Gedenkens abgesprochen oder verkürzt wird. Die Vervollständigung unseres Gedenkens wirkt aber friedensstiftend auch gegenüber den europäischen Nachbarn, an denen wir schuldig geworden sind. Schon lange fragten sich unsere Freunde jenseits der Grenzen doch besorgt, wohin die Deutschen mit ihrem manipulierten Erinnern noch geraten könnten, wenn da einmal unkontrolliert die Dämme brechen und die Toten, die ja so unermeßlich viel Zeit haben, ihr Gedächtnis einfordern. Die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen im Gedenkjahr 1995 haben das Erinnern freigegeben, alte Tabus sind zerbrochen worden. Ein neues Realitätsbewußtsein im Verhältnis zu unserer Vergangenheit hat begonnen sich zu artikulieren. Die Erinnerungsarbeit kann jetzt erst und muß jetzt erst wirklich beginnen.

Polnischer Herbst 1995

Adam Krzeminski, Warschau

Am 19. November 1995 wählten die Polen einen neuen Präsidenten, und die Wahlnacht verlief nach einer einmaligen Dramaturgie: Noch bis spät in der Nacht führte Lech Walesa; es war fast genau Mitternacht, als sich abzeichnete, daß der einst legendäre Arbeiterführer der „Solidarnosc“ dem postkommunistischen „Neosozialdemokraten“ Aleksander Kwasniewski unterlegen war, zuerst um Bruchteile eines Prozents, dann – am Morgen – um ganze zwei Prozent.

Und er erwies sich sofort als schlechter Verlierer. Er erklärte, er werde seinem Nachfolger auf keinen Fall persönlich die Insignien des Staatsoberhauptes überreichen, da er ihn nicht für einen Ehrenmann halte, und kündigte zugleich eine Abrechnung mit denjenigen seiner einstigen Anhänger an, die ihn jetzt verraten hätten: „Ihnen wird noch das Gebiß herausfallen . . .“

Der Sieger hatte aber auch ein eher zerknittertes Gesicht. Strahlen konnte Kwasniewski nach der Wahlnacht keineswegs, erst mußte er abwarten, ob ihm das Verfassungsgericht seinen Sieg auch bestätigt. 600.000 Unterschriften wurden nämlich innerhalb weniger Tage unter einen Einspruch gegen seine Präsidentschaft gesammelt. Der Grund: Er habe die Wähler belogen, denn er besitze nicht – wie angegeben – eine abgeschlossene Hochschulbildung, die Wahl sei also ungültig.

Um die Entscheidung des Gerichts abzuwarten, fuhr der Neugewählte nach Spanien – Kwasniewski hatte schon vor Monaten davon geschwärmt, ein polnischer Gonzales zu werden. Doch mit dem Makel seiner nichtvorhandenen Magisterarbeit hatte er keine Chance, am Rande des Madrider Gipfeltreffens mit einem der Größen zu sprechen. Als

das Gericht dann die Legalität seiner Wahl bestätigte, konnte Kwasniewski somit keine internationale Mitgift mitbringen.

So wurde auch seine Vereidigung am 23. November zum Schauspiel einer Verlegenheit. Altpräsident Walesa war nicht zugegen, auch etliche Abgeordnete der Opposition fehlten, und vor dem Präsidentenpalast versammelten sich ein paar Hundert seiner Gegner mit Transparenten: „Magister in die Schule“. Im Warschauer Volksmund heißt seit wenigen Wochen der Sitz des Präsidenten im früheren Radziwill-Palast denn auch „Magistrat“.

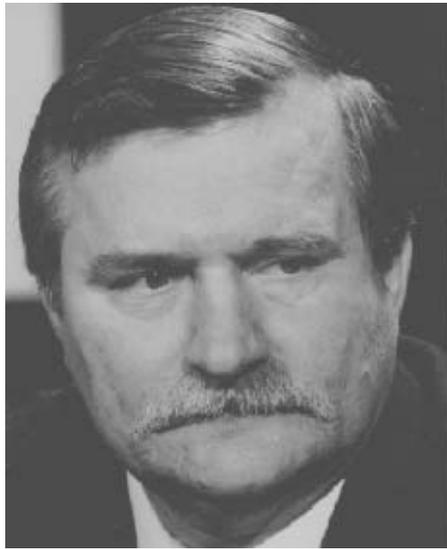
Doch Kwasniewski stand vor Weihnachten noch nicht am schlechtesten da. Polen hatte nämlich drei Skandale auf einmal. Altpräsident Walesa behielt schon recht, als er in der Wahlnacht sagte, er habe eine Langzeitbombe gegen die linke Regierungskoalition in seinem Waffenlager. Und er ließ sie selbstverständlich hochgehen. Es handelte sich um den Ministerpräsidenten Józef Oleksy. Der Innenminister, Andrzej Milczanowski, der zusammen mit den beiden anderen sogenannten „Präsidenten-Ministern“ – des Auswärtigen und der Verteidigung – im Gefolge des abgewählten Walesa aus seinem Amt schied, legte einen Rapport über langjährige KGB-Kontakte des postkommunistischen Regierungschefs vor. Oleksy, der mittlerweile geschickt taktierend zum „ruhenden Pol“ des regierenden linken Lagers geworden war und von der „Magister-Panne“ des neugewählten Präsidenten zehrte, geriet unter die Räder. Im Fernsehen erklärte er, die Anschuldigungen seien präpariert worden; zwar habe er tatsächlich jahrelang mit jemandem Tennis gespielt, der später als KGB-Agent enttarnt worden sei, damit aber sofort aufgehört, nachdem ihm gedeutet worden sei, mit wem er da spiele. Ansonsten sei die Behauptung, als Ministerpräsident von Geheimdiensten beschnüffelt worden zu sein, eine Provokation. Sie seien zur Partei im politischen Spiel geworden, und der scheidende Präsident benutze sie als Keule gegen seine Gegner. Es sei an der

Zeit, die Frage der zivilen Kontrolle über Armee und Geheimdienste im Parlament zu diskutieren. Er sei aber bereit, sich bis zur Klärung des Falles beurlauben zu lassen.

Oleksy braucht vorerst nicht ins Gebirge fahren. Die Militärstaatsanwaltschaft erklärte, die Anschuldigungen seien ernst, aber die vorgelegten Unterlagen des Innenministers reichten nicht aus, sie müßten ergänzt werden. Ohne den Ergebnissen der Untersuchung vorgreifen zu wollen, ist Oleksys Ruf stark angekratzt, nach dem Prinzip: „Wo Rauch ist, muß auch Feuer sein“. Und so demonstrierten die Anhänger Walesas vor dem „Magistrat“ auch gegen den „Agenten-Glatzkopf“.

Doch auch Lech Walesa hat wenig zu lachen. Er nahm seine Spielzeuge, seinen Beichtvater und seine Tischtennisschläger nach Danzig mit und muß seinerseits ebenfalls eine Gerichtsentscheidung abwarten. Er hat nämlich eine Million Dollar, die er von einer Hollywood-Firma für die Filmrechte an seiner Vita bekam, nicht versteuern lassen. Er, der selbsternannte „Saubermann der Nation“, der so gerne protzte, daß er die Roten „auf Socken“ gehen lassen werde, läuft nun selbst Gefahr, vom Fiskus gerupft zu werden.

Am besten lacht, wer zuletzt lacht. Vorerst sind es die Kabarettisten, die die Worte „Agenten“, „Steuer“, „Magisterarbeit“ beliebig wenden, auch die „Tennisschläger“ – auf polnisch „rakiety“ (= Rackets) – sind schon mal Boden-Boden-Raketen gewesen. Die drei Affären haben dem Land natürlich geschadet, sie haben die Eitelkeiten der führenden Persönlichkeiten bloßgelegt und die neue politische Klasse in Polen als „einen einzigen Sumpf“ dargestellt. Nun werden sich die polnischen Spitzenpolitiker darum kümmern müssen, ihren Ruf wieder aufzubessern. Und wenn sie das eingesehen haben sollten, wäre das schon ein Gewinn. Dieser polnische Herbst hat aber auch seine guten Seiten, selbst wenn Lech Walesa sich als ein schlechter Verlierer erwies und selbst wenn die postkommunistischen „Neosozialdemokraten“ mental immer noch allzu sehr auf die alten Karrieremodelle ausgerichtet zu sein scheinen. Vor allem haben die polnischen Wähler alle extremen Präsidentenkandidaten völlig abgeschmettert, und die pol-



nische Gesellschaft nimmt Abschied von politischen Mythen. „Sie sind sich alle gleich“ hört man nicht nur in Warschau. Das alte Schwarz-Weiß-Bild, hier die Guten, da die Bösen, ist dahin. Das ist ein guter Ausgangspunkt für eine nüchterne Einstellung gegenüber dem Politischen, schließlich sollte man in der Politik keine Erlöser oder Medizinmänner erwarten, sondern allenfalls Fachleute, die nicht nur Recht schaffen, sondern es auch befolgen.

Das Beste an diesem polnischen Herbst ist aber jenseits aller Tagespolitik das steigende Ansehen der „polnischen Wirtschaft“. Es klingt wie ein Hohn der Geschichte: Während die neue politische Klasse Polens sich gründlich lächerlich macht, während die polnische katholische Kirche – trotz des „Gemeinsamen Wortes“ der polnischen und der deutschen Bischöfe – sich in ihrem Partikularismus einkapselt und ratlos zuschaut, wie sich die „neuen Heiden“ in Polen mit Einwilligung der Mehrheit der Bevölkerung im Lande breit machen, während die polnische Kultur bisweilen der stürmischen Entwicklung hinterherhinkt, erscheint gerade die Wirtschaft mit hohen Wachstumsraten, mit immer weiter sinkender Inflation und steigender Produktivität als ein fester Pfeiler der polnischen Wirklichkeit. Kein schwacher Trost im Lande der „polnischen Wirtschaft“...



Anfang Juni 1995 fanden zwei Ereignisse statt, die – wenn auch rund 800 km von einander entfernt veranstaltet – in enger geistiger Verbindung standen: die erstmalige Verleihung eines *Adalbert-Preises* in Prag am 17. Juni und das „7. *Leutherheider Forum*“, veranstaltet vom 6. bis 9. Juni von der Bischöflichen Akademie der Diözese Aachen unter dem Thema: „*Adalbert von Prag (956–997) – Brückenbauer zwischen dem Osten und dem Westen Europas*“.

Beide Ereignisse haben in der nationalen und internationalen Öffentlichkeit – insbesondere in den deutschen Medien – eine viel zu geringe Beachtung gefunden, obwohl sie – in Anbetracht des sich seit sechs Jahren in Europa vollziehenden Wandels – von außerordentlicher geistiger Bedeutung waren. Andererseits ist für den Insider die mangelnde Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit für solche Geschehnisse kaum noch verwunderlich, sondern eher nur noch enttäuschend, ist es doch symptomatisch, daß, nach einer kurzen Periode einer fast euphorischen Hinwendung zum Osten in der unmittelbaren Zeit der Wende, das Interesse an Entwicklungen und Ereignissen in bzw. in Zusammenhang mit Ostmitteleuropa – insbesondere im geistig-kulturellen und religiösen Bereich – in der allgemeinen Öffentlichkeit wieder in hohem Maße erlahmt ist und weitgehend denen überlassen wird, die es auch vor der Wende schon wahrnahmen, zumeist deshalb, weil sie in diesem Bereich ihre tatsächliche und/oder geistige Heimat haben.

Um so beachtenswerter ist es, daß diese beiden Ereignisse einer Initiative zu verdanken sind, die im äußersten Westen Deutschlands beheimatet ist: der Paul-Kleinewefers-Stiftung in Krefeld. Diese privatrechtliche Stiftung, die der Krefelder Unternehmer Paul Kleinewefers 1989 errichtete, hat das Ziel, „*geistige Perspektiven einer gesamteuropäischen Gemeinsamkeit mit besonderer Blickrichtung auf Mittel- und Osteuropa zu erarbeiten und damit an einem dauerhaften Zusammenwachsen ganz Europas mitzuwirken*.“ Räumlicher Mittelpunkt der Arbeit der Stiftung ist das in dem ländlichen Ortsteil Leutherheide der niederrheinischen Stadt Nettetal gelegene Eva-Kleinewefers-Haus/Heydevelthof, welches der Stifter – einst war es Wohnhaus der Familie – zur Erinnerung an seine tödlich verunglückte Frau 1980 der Diözese Aachen geschenkt hat und das, nach entsprechendem Ausbau, der Bischöflichen Akademie des Bistums Aachen als Tagungsstätte dient.

Instrument der geistigen Arbeit ist vornehmlich das „Leutherheider Forum“, eine hier seit 1991 veranstaltete Folge von geschlossenen Tagungen mit geladenen Teilnehmern. Auf ihnen „*soll in persönlicher Begegnung zwischen international und interdisziplinär ausgewählten Referenten und Gästen unter Beteiligung von europäischen Nachwuchseliten gegenseitig das Wissen um die europäische Geschichte vertieft, kulturelle, gesellschaftliche, religiöse Entwicklungen erforscht und auf diese Weise dazu beigetragen werden, eine fruchtbare Symbiose der*

Völker, Nationen und Staaten Europas geistig neu zu fundieren.“ Die Ergebnisse dieser Tagungen werden dokumentiert und veröffentlicht.

Außerdem fördert die Stiftung wissenschaftliche Arbeiten, auch Dissertationen, führt Vortragsveranstaltungen mit prominenten Referenten durch und verleiht – beginnend mit dem Jahr 1995 – alljährlich den Adalbert-Preis an eine Persönlichkeit, „die sich um die geistig-kulturelle Integration Mittel- und Osteuropäischer Völker in die Gesamt-

curum“ (dunkle Jahrhundert) nennt und in dem der hl. Adalbert und sein Freund Otto III. lebten und wirkten – zu erhell.

In seinem anschließenden Referat mit dem Thema: „*Adalbert von Prag – Bischof, Missionar und Martyrer an einer europäischen Zeitenwende*“ deutete Prof. Dr. Zygmunt Swiechowski, Warschau, das „Scheitern“ Adalberts als Bischof einerseits aus der Zeitsituation – Umbruch vom Heidentum zum Christentum in seiner Heimat – andererseits aus seiner eigenen Wesensart als

dann am Vormittag des zweiten Tages den Hauptbeitrag der Konsultation zum Thema: „*Libice – Magdeburg – Prag – Rom – Gnesen – Pruzen. Die Lebensstationen Adalberts: Ein europäisches Iteneer seiner Zeit*“. Dargestellt an 10 Stationen entstand vor den Zuhörern das an Facetten ungeheuer vielfältige Bild des Lebensweges Adalberts als eines „Wanderers zwischen den Welten“, sowohl geographisch als auch geistig gesehen. Prof. Labuda ging auch auf viele kontroverse Fragen der Adalbert-Forschung ein, u. a. auch auf die verschiedenen Hypothesen zum Ort seines Martyriums und den Streit über die Echtheit mancher Reliquien, insbesondere vom Haupt des Heiligen, so auch des in Aachen verehrten.

Zwei weitere polnische Wissenschaftler sprachen dann zur Wirkungsgeschichte des Heiligen nach seinem Martyrertod: zunächst Prof. Dr. Kazimierz Smigiel, Gnesen, über „*Adalberts Grab in Gnesen – Zentrum der Integration Polens und Europas. Zur historischen Rolle des Heiligen*“, dann Prof. Dr. Jerzy Strzelczyk, Posen, über „*Die Rolle Böhmens und St. Adalberts für die Westorientierung Polens*“. Prof. Smigiel stellte die große Bedeutung des Adalbert-Kultes für Kirche und Staat in Polen durch alle Jahrhunderte bis heute und seine Ausstrahlung auf viele Länder Europas dar, angefangen im Jahre 1000 beim „Akt von Gnesen“. Er verwies jedoch auch auf den seit dem 13. Jahrhundert einsetzenden „hagiographischen Wettkampf“ zwischen den beiden Heiligen Adalbert und Stanislaus als Patrone Polens. Bei Prof. Strzelczyk wurde dann die ambivalente Rolle Böhmens im Widerstreit zwischen Polen und Böhmen um die dominierende Position während des Mittelalters, sowie durch die Eingebundenheit in das Reich und die vielfältigen Einflüsse Sachsens und Bayerns auf Prag deutlich.

Insbesondere die Vorträge dieses Vormittags gaben Anlaß zu intensiven Diskussionen, in

Im Vorfeld der 1000-Jahr-Feiern im Jahr 1997: Adalbert-Forum und Adalbert-Preis

europäische Völkergemeinschaft verdient gemacht hat“. Intention ist es, diesen Preis quasi als Pendant zu dem in Aachen seit vielen Jahren verliehenen Internationalen Karlspreis zu sehen, der – zumindest bisher – im Wesentlichen der Auszeichnung von Persönlichkeiten mit Verdiensten im Westen Europas gewidmet ist.

Der neue Adalbert-Preis ist mit DM 20.000,00 dotiert; der Preisträger erhält eine künstlerisch gestaltete Verleihungsurkunde in lateinischer Sprache und eine Goldmedaille mit dem Bildnis des hl. Adalberts nach dem Vorbild eines Aachener Siegels aus dem 12. Jahrhundert. Die feierliche Preisübergabe soll alljährlich am zweiten Samstag des Monats Juni in einem der vier „Adalbert-Länder“ Tschechische Republik, Polen, Ungarn und Slowakische Republik stattfinden. Das Preiskomitee besteht aus 12 Persönlichkeiten, jeweils drei aus einem der vier Länder.

Das 7. Leutherheider Forum

Die der ersten Preisverleihung in der Pfingstwoche vorgeschaltete viertägige „*Internationale Konsultation*“ in Leutherheide – zu der der Chronist als Vorsitzender des Adalbertus-Werkes eingeladen worden war – war eine an geistigem Gehalt außerordentlich dichte, zudem an Möglichkeiten zur persönlichen Begegnung und auch zu kulturellem und religiösem Erleben besonders reiche Tagung. Die ca. 60 Teilnehmer kamen aus fünf Ländern, den vier genannten „Adalbert-Ländern“ – ein Drittel allein aus Polen – und Deutschland; unter ihnen befand sich einerseits die „Creme“ der internationalen Adalbert-Forschung und andererseits hohe weltliche und kirchliche Repräsentanz, insbesondere auch die Bischöfe aus drei „Adalbert-Städten“: Erzbischof Miloslaw Kardinal Vlk von Prag, Erzbischof Dr. Henryk Muszynski von Gnesen und Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff von Aachen.

Das Programm begann am Pfingstdienstag-Nachmittag mit einem Vortrag von Prof. Dr. Odilo Engels, Köln, über „*Die europäische Geisteslage vor 1000 Jahren: Analogien und Differenzen zum heutigen Europa*“, in dem der Referent versuchte, die geistige Situation und die Verwerfungen des 10. Jahrhunderts – das man das „saeculum obs-

„Büßer“, der sich eher zum Mönchtum als zum Bischofsamt berufen fühlte.

In einem dritten Vortrag an diesem ersten Tag verdeutlichte dann Prof. Dr. Friedrich Lotter, Kassel, „*Das Bild Adalberts in den Viten des Canaparius und Bruns von Querfurt*“. Subtile Ausführungen zur Quellengeschichte, zu den Übereinstimmungen und Unterschieden in den Viten, klärten manche Einzelheiten, zeigten aber auch, wieviel in der Erforschung der Lebensgeschichte des Heiligen noch zu tun bleibt.

Der Nestor unter den Adalbert-Forschern, Prof. Dr. Gerard Labuda, Posen, erbrachte



Links: Empfang im Aachener Rathaus.
Unten: Eucharistiefeier in St. Adalbert.



denen die differierenden Anschauungen, die auch unterschiedliche nationale Komponenten des Adalbert-Bildes offenbarten, oft auch temperamentvoll vorgetragen aufeinander trafen.

Von besonderem Interesse war ein außerhalb des vorgegebenen Programms eingeschobener kurzer Exkurs des Archäologen Prof. Dr. Przemyslaw Urbanczyk, Warschau, zur aktuellen Suche nach dem tatsächlichen Ort des Martyrertodes des Heiligen. Bisher war überwiegend angenommen worden, Adalbert sei bei Tenkitten im Samland ermordet worden. Nach den jüngsten Ausgrabungsergebnissen vermutet Prof. Urbanczyk jedoch den Platz in der Gegend von Elbing südlich des Drausensees in der Nähe des heutigen Ortes Swiety Gaj (deutsch: Heiligenwalde). Man hofft, bis zum Jubiläumsjahr 997 für diese Hypothese auch die entsprechenden archäologischen Beweise erbringen zu können.

Am Abend des zweiten Tages rundeten vier Kurzberichte das Gesamtbild ab. Zunächst berichtete der Prager Weihbischof Frantisek Lobkowicz über „*Fragen der Adalbert-Verehrung in Prag*“, dann Prof. Tadeusz Zembrowski, Plock, über „*Adalberts Missionsreise zu den Pruzzen*“, schließlich Prof. Dr. Boleslaw Kumor, Lublin, über die „*Adalbert-Patrozinien in Polen*“ – es gibt dort heute 208 Adalbert-Pfarr- und Filialkirchen –, sowie Prof. Dr. Marian Banaszak, Posen, über „*Adalberts Kult im Polen des 19. Jahrhundert*“.

Der dritte Tag, Donnerstag, wurde dann mit der Exkursion nach Aachen und den dortigen Veranstaltungen allgemein als Höhepunkt der Tagung empfunden. Am Beginn stand der Besuch des Doms mit der Grabesstelle Otto III., wo uns Generalvikar Collas begrüßte. Nach einer leider zeitlich nur kurz bemessenen Führung stand dann der Empfang durch den Herrn Oberbürgermeister Dr. Jürgen Linden im Weißen Saal des Rathauses auf dem Programm. In seiner launigen Ansprache wurde die große europäische Tradition Aachens apostrophiert, jedoch auch der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß Aachen durch die aktuelle Tagung und durch den hl. Adalbert Brückenfunktion zum Osten Europas gewinnt.

Veranstaltungsort am Nachmittag war dann die älteste Adalbert-Kirche Deutschlands, noch von Otto III. gegründet und von Heinrich II. auf einem Sandsteinfelsen vor den Mauern des alten Aachen errichtet, einst unabhängige kaiserliche Kanoniker-Stiftskirche, seit der Säkularisation Pfarrkirche. Wenn auch im Laufe der Jahrhunderte stark verändert und nach dem letzten Krieg wiederaufgebaut, birgt sie doch noch Teile der bis in die Gründungszeit vor 1000 Jahren zurückgehenden Bausubstanz.

Nach der Begrüßung und einer Führung durch Probst Pfarrer Leo Pütz – für die auch der außerordentlich reiche und schon im Mittelalter berühmte Reliquienschatz ausgestellt war – hielt zunächst Prof. Dr. Franz Machilek, Bamberg, in dem ehrwürdigen Kirchenraum einen Vortrag zum Thema: „*Die Adalbert-Verehrung im Mittelalter in Böhmen*“, aus dem die große Tradition böhmischer Adalbert-Verehrung erkennbar wur-

de, die der polnischen kaum nachsteht – wie es manchmal durch das „Übergewicht“ der polnischen Teilnehmer an der Tagung und deren Ausführungen erscheinen mochte.

Ein Orgelkonzert mit Werken von Walthers, Vivaldi, Reger und Alain, musiziert von Ulrich Peters, leitete dann ein tief bewegendes liturgisches Erlebnis ein, daß von den Teilnehmern wie eine Art Vorwegnahme der für das Adalbert-Jubiläum zu erwartenden großen gottesdienstlichen Feiern empfunden wurde: in Konzelebration mit dem Ortsbischof Dr. Mussinghoff, dem Prager Weihbischof Lobkowicz und einer Schar weiterer Priester aus den Teilnehmerländern feierte der Erzbischof von Gnesen, Dr. Muszynski, mit uns die Eucharistie. In seiner Ansprache stellte er den hl. Adalbert als den großen Brückenbauer zwischen Ost und West heraus, Vorbild und Patron für eine Neuevangelisation Europas im Sinne des großen Anliegens des Papstes. Der Gottesdienst wurde musikalisch gestaltet vom Chor der Aache-



Medaille des Adalbert-Preises.

ner Kirchenmusikschule, der mit großartigen mehrstimmigen Gesängen aus dem Schatz abendländischer Kirchenmusik die Feier zu einer heute nur noch selten erlebbar liturgischen und künstlerischen Einheit werden ließ.

Bereichert führen wir zurück nach Leutherheide, wo ein festliches Buffet auf uns wartete und die Chance zur brüderlichen Begegnung in ausgedehnten Gesprächen über alle Grenzen hinweg.

Der letzte Tag begann in der Frühe mit einem Gottesdienst in der kleinen mittelalterlichen Dorfkirche, den der inzwischen angelangte Prager Erzbischof Miloslaw Kardinal Vlk in deutscher Sprache zelebrierte – wieder gemeinsam mit Priestern aus fünf Ländern. Es folgte der letzte Vortrag von Prof. Dr. Jan Royt, Prag, zum Thema „*Der heilige Adalbert in Böhmens Kunst und Kult vom 17. bis 19. Jahrhundert*“, in dem der Referent eine Reihe von beeindruckenden Beispielen aus Malerei und Plastik zeigte und erläuterte und damit den Vortrag von Prof. Machilek vom Vortage ergänzte.

Den Abschluß der Tagung bildete dann ein hervorragend besetztes Schlußpodium über das Leitwort der gesamten Konsultation: „*St. Adalbert – Brückenbauer zwischen dem Osten und Westen Europas*“. Unter der Ge-

sprächsleitung des Akademiedirektors Hans Hermann Henrix diskutierten Miloslaw Kardinal Vlk, Prag; Erzbischof Dr. Henryk Muszynski, Gnesen; Dr. Frantisek Miklosko, Preßburg; und Karel Fürst Schwarzenberg, Prag. Nachdem in den drei vorherigen Tagen der historische Adalbert und seine Wirkungsgeschichte in vielerlei Aspekten betrachtet worden war, wurden nun Zukunftsperspektiven aufgezeigt, die sich mit der Gestalt dieses Mannes, seinem Leben und Wirken, verbinden lassen.

Erzbischof Muszynski nannte ihn einen Heiligen, der Communio schaffe in vielerlei Hinsicht: im Bereich des Glaubens, auf der Ebene der Nation, im sozialen und im allgemein europäischen Bereich. Adalbert sei ein Helfer bei der Überwindung des Mißtrauens, ein Brückenbauer zu den Entfremdeten; mit ihm und über ihn lassen sich Kontakte fördern, Partnerschaften aufbauen, Brücken bauen, auch zur orthodoxen Kirche. Er kündigte an, daß die nächste Tagung – noch vor dem Jubiläumsjahr 997 – in Königsberg stattfinden solle, wozu auch Vertreter der russisch-orthodoxen Kirche eingeladen werden.

Kardinal Vlk merkte zunächst an, daß es schon ein Zeichen des Brückenbaus sei, daß hier am Tisch die Erzbischöfe von Prag und Gnesen beisammensäßen, die „*Nachfolger des Lebens und des Todes*“ des Heiligen. Er stellte dann fest, daß man im Kommunismus „*die Vergangenheit verloren*“ habe und daß man sie wiedergewinnen müsse, um Zukunft zu haben. Wichtig sei die Frage nach dem Bleibenden. Adalbert könne deshalb ein Brückenbauer auch in unserer Zeit sein, „*weil sein Leben in vollem Ausmaß das trägt, was verbindet, weil es etwas dauerhaft Bindendes hat, das man mit den Sinnen erfahren kann*.“ Eben das sei für das heutige und kommende Europa notwendig: „*Europa braucht Spiritualität und Sinnhaftigkeit*“. Doch nicht Adalbert könne für uns Brücken bauen, sondern wir müßten es tun nach seinem Beispiel.

Dr. Miklosko erinnerte dann an das Wort von Papst Johannes Paul II.: „*Europa hat zwei Lungenflügel, einen östlichen und einen westlichen; beide müssen atmen, sonst wird das christliche Europa nicht überleben*.“ Er wies auf die Gefahren hin, in denen Europa steht: die desolante Lage in Rußland und dem aufgelösten kommunistischen Reich, die immer noch vorhandene Teilung der Welt in Ost und West, die Expansion der moslemischen Welt, die Anpassung des Westens an eine fortschreitende Säkularisation, die immer stärker werdende Mißachtung gegenüber dem Leben (Abtreibung, Euthanasie). Es bestehe eine Analogie zwischen Adalberts Kampf in seiner Zeit und dem heutigen Kampf mit der sogenannten „*Kultur des Todes*“. So brauchten wir „*neue Adalberts*“, die nach seinem Beispiel handelten.

Karel Fürst Schwarzenberg schloß daran an und betonte nochmals, daß wir bereits in einem Europa der tiefen Säkularisation lebten. Überall komme eine Politikergeneration an die Macht, die nicht mehr in religiöser Umgebung aufgewachsen ist. Adalbert sei

im 10. Jahrhundert in eine noch weitgehend heidnische Welt hineingeworfen worden. Auch wir lebten heute in einer solchen, in der die Kirchen, die Christen überhaupt, eine Minderheit seien. Wir müßten darum Zeugnis ablegen – wie Adalbert – und in einen bewußten Dialog eintreten, müßten auch die Kontroverse suchen mit der Politik und „Nein“ sagen gegenüber der politischen Macht, wenn sie korrumpiert ist. Das gelte ganz besonders auch für die Kirche. Diese habe sich im 19. und 20. Jahrhundert viel zu stark in der Partei-Politik engagiert. „Eine Kirche, die in der Politik mitbestimmt, legt kein Zeugnis mehr ab“. Sie dürfe nicht schweigen, wo es notwendig sei zu reden, gelegen oder ungelegen, wie es Adalbert tat. Fürst Schwarzenberg schloß mit dem Appell: „Wir brauchen einen Hirten wie Adalbert, der uns ins Ohr bläst, damit wir aufwachen!“

Die Tagung schloß mit herzlichen Worten des Dankes an die Referenten, den Veranstalter und den Stifter, und der von vielen Teilnehmern beim Abschied zum Ausdruck gebrachten Hoffnung, sich bei der nächsten Konsultation – vielleicht in Königsberg – wieder zu begegnen.

Erste Preisverleihung in Prag an Tadeusz Mazowiecki

Acht Tage später – am 17. Juni 1995 – fand dann der zweite Teil der Adalbert-Hommage auf dem Hradschin in Prag statt, wo zum ersten Mal der neu gestiftete Adalbert-Preis verliehen wurde, und zwar an den ehemaligen polnischen Ministerpräsidenten Tadeusz Mazowiecki. Überreicht wurde der Preis in einer festlichen Zeremonie im Sobeslav-Saal des alten Königspalastes durch den tschechischen Staatspräsidenten Vaclav Havel, die Laudatio hielt der deutsche Altbundespräsident Richard von Weizsäcker.

In der Begründung für die Preisverleihung durch das zwölköpfige internationale Preis-Komitee, die der Erzbischof von Gnesen Dr. Muszynski vortrug, heißt es:

„Als Berater der Bewegung Solidarnosc hat

Brückenbau als Lebensaufgabe

Guardini Preis 1995 für Wladyslaw Bartoszewski

Am 13. Oktober 1995 wurde in München zum 22. Mal durch die Katholische Akademie in Bayern der Romano Guardini Preis verliehen.

Die Katholische Akademie in Bayern ehrt mit diesem nach dem berühmten Theologen und Religionsphilosophen benannten Preis verdiente und außergewöhnliche Persönlichkeiten für „hervorragende Verdienste um die Interpretation von Zeit und Welt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens“.

In diesem Jahr – dem 50. Jahr nach der Beendigung des II. Weltkrieges – erlangte

die Zuerkennung des Preises eine besondere Bedeutung, da mit dem derzeitigen polnischen Außenminister und früheren Botschafter Polens in Österreich, Wladyslaw Bartoszewski, eine Persönlichkeit die Auszeichnung erhielt, deren Leben in besonderer Weise durch die Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten und in seiner Folge durch das Regime der Kommunisten geprägt ist.

So heißt es in der Preisbegründung: „... Mit dieser Preisverleihung an den polnischen Historiker, Publizisten und Politiker Wladyslaw Bartoszewski wird eine Persönlichkeit ausgezeichnet, die in diesem Jahr der schweren Gedenktage in vielerlei Hinsicht Vorbild und Orientierung bietet. Auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes kämpfte er zeitlebens unbeirrt für die Bewahrung der Würde und der Freiheit der Menschen, kompromißlos gegenüber der Übermacht totalitärer Regime.“

Der persönliche Lebensweg Wladyslaw Bartoszewskis spiegelt das Schicksal seiner Nation und ungezählter Opfer der Gewaltre-

Tadeusz Mazowiecki zur Überwindung einer außerordentlich schwierigen Lage Polens und schließlich des kommunistischen Regimes beigetragen. Er setzte zur Lösung der Probleme auf die Mittel der Solidarität und der Gewaltfreiheit. Sein ethisch bestimmtes Verständnis von Politik trug ihm Glaubwürdigkeit und Autorität ein, die auch zu seiner Wahl als erster demokratischer Ministerpräsident im postkommunistischen Polen führte.

Auf dieser Basis kam es zu der historischen Begegnung mit dem deutschen Bundeskanzler Helmut Kohl in Kreisau, welche das Fundament zu einer dauerhaften Versöhnung der beiden Staaten bereitete und beispielhaft für den geistig-kulturellen Prozeß

der gesamteuropäischen Integration wirkte. Mit der Wahl zum UNO-Sondergesandten für die Wahrung der Menschenrechte im früheren Jugoslawien bestätigte die internationale Völkergemeinschaft das hohe moralische Ansehen von Tadeusz Mazowiecki.“

In seiner Laudatio sagte Richard von Weizsäcker:

„Kein anderer Pole hat den Westen in der Zeit des Umbruchs so sachkundig und voller Vertrauen über die Verhältnisse und Stimmungen in seinem Land orientiert. Tadeusz Mazowiecki hat tief gelitten unter dem Krieg und dem Unrecht, das von Deutschland aus in seine Heimat eingedrungen war. Und doch hat er nach dem Krieg nicht gezögert, Versöhnung und Verständigung mit Deutschland zu suchen.“

Die kurze Dankansprache des Preisträgers zeigte dann sehr beeindruckende persönliche Züge, als er von der Bedeutung des großen Heiligen auch für sein eigenes Leben und das seiner Familie sprach: sein im KZ umgekommener Bruder hieß Adalbert und auch sein Sohn trägt diesen Namen.

Der Festakt klang aus in einem Konzert des Professoren-Ensembles der Prager Musik-Akademie. Ihm schloß sich ein feierliches, vom Prager Erzbischof Miloslaw Kardinal VlK gemeinsam mit mehreren Bischöfen zelebriertes, Pontifikalamt in der St. Veits-Kathedrale an, dem ein festlicher Empfang in der Rudolfs-Galerie der Prager Burg als Abschluß der Feiern folgte.

Am 8. Juni 1996 wird der Adalbert-Preis zum zweiten Mal verliehen werden, und zwar in Gnesen/Posen, im Jahre 1997 dann in Budapest und 1998 schließlich in Preßburg, worauf der Zyklus erneut in Prag beginnen wird. **Gerhard Nitschke**



Bei der Preisverleihung in Prag: der ehemalige polnische Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki und Senator Paul Kleinewefers, Stifter des Adalbert-Preises.



Wladyslaw Bartoszewski zwischen Kardinal Friedrich Wetter und Franz Henrich.

gime unsres Jahrhunderts wider. Schon der Achtzehnjährige wurde von den Nazis im KZ Auschwitz gefangengehalten. Später schloß er sich dem katholischen Widerstand an und nahm 1944 als Mitglied der Heimataarmee am Warschauer Aufstand teil. Unter großen Gefahren organisierte er Hilfe für bedrohte jüdische Mitbürger. Nach dem Krieg mußte er als oppositioneller Journalist und 1981, in den Tagen des Kriegsrechts in Polen, als Mitglied der ersten freien Gewerkschaft ‚Solidarität‘ erneut ins Gefängnis, diesmal das der Kommunisten. Als Historiker, Redner und Publizist leistete er – auch gegen Widerstände in der eigenen Heimat – einen wichtigen Beitrag zur Aufklärung der zeitgeschichtlichen Zusammenhänge und damit für eine offene Auseinandersetzung mit dem Unrecht in all seinen Formen. Er gehörte zu den Ersten, die begannen, freundschaftliche Kontakte auch nach Deutschland zu knüpfen . . .

Trotz seiner schlimmen Erfahrungen unter zwei Diktaturen wurde Wladyslaw Bartoszewski nicht zum Zyniker und Fatalisten. Vielmehr lebt er glaubhaft vor, wie erlittene Geschichte unter menschenverachtender Gewaltherrschaft als Verpflichtung für eine humane Gestaltung der Gegenwart und der Zukunft verstanden werden kann. Illusionslos und pragmatisch, zugleich einfühlsam und tolerant, ist sein Wirken als katholischer Christ, Patriot und Europäer ein herausragender Beitrag zur Deutung von Zeit und Welt in der Intention des Romano Guardini Preises der Katholischen Akademie in Bayern . . .“

Diese hier im Auszug wiedergegebene Würdigung der Preisbegründung unterstrichen die zahlreichen hochkarätigen Redner der Festveranstaltung auf vielfältige Weise, allen voran der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Dr. Karl Lehmann, der die Laudatio auf den Preisträger hielt, sowie Bundesaußenminister Klaus Kinkel, Bundesfinanzminister Theo Waigel, der Bayerische Staatsminister Hans Zehetmair und der Münchener Erzbischof Friedrich Kardinal

Wetter, die Grußadressen sowie das Schlußwort an den Preisträger und die Festversammlung richteten. Sie würdigten Bartoszewski als Brückenbauer zwischen Polen und Deutschen (Kinkel), als Dolmetscher in der Überwindung der Sprachlosigkeit (Waigel) oder als Verfechter der Wahrheit und Offenheit (Zehetmeier). Der Preisträger dankte mit einem beachtenswerten Referat zum Thema „Polen und Deutsche im neuen Europa“.

In seiner Laudatio zeichnete Bischof Lehmann – eindrucksvoll unterstrichen durch Zitate aus autobiographischen Äußerungen Bartoszewskis – noch einmal das Leben und die Lebensleistung des Preisträgers nach.

An erster Stelle würdigte er Bartoszewskis stetes Engagement für die Anderen. Seine Lebensmaxime, anderen Hilfe zuteil werden zu lassen und dies in der Konsequenz der Gewißheit, daß Terror und totalitäre Regime ihm das Leben nicht haben nehmen können, verbunden mit Bartoszewskis erklärtem Willen, ob des am eigenen Leib erlebten Leides nicht bitter zu werden, sondern das Glück des Lebens zu schätzen. Bischof Lehmann beschloß diesen Punkt mit den Worten: „*Er hat nie auf Rache und Vergeltung gesonnen, sondern hat sich entschlossen, den Teufelskreis der Gewalt zu durchbrechen.*“

In einem zweiten Schritt würdigte der Bischof den Chronisten und Historiker Barto-

Lehmann: Leidenschaft für Gerechtigkeit.



szewski, der das Verdrängen, Gleichgültigkeit und Opportunismus als eine wesentliche Wurzel des Leides in der Welt in seinen Schriften immer wieder beschrieben hat. Er charakterisierte diese Position als eine, die das gesamte Lebenswerk Bartoszewskis durchziehe. „*Die letzte Verwurzelung des ganzen Schaffens von Bartoszewski in einer unzerstörbaren Leidenschaft für Gerechtigkeit und Wahrheit hat diesem Mann eine fast unendliche Kraft zum Widerstand gegeben. . . . Es gehört zu den Grunderfahrungen dieses Lebens, in Fragen der Gerechtigkeit und der Menschenwürde keine Kompromisse einzugehen. Vielleicht ist es das gewichtigste Wort, das Bartoszewski uns hinterläßt: Es gibt kein Leben um jeden Preis,*“ mit dieser Feststellung beschloß Bischof Lehmann diesen Teil seiner Würdigung.

Zum Abschluß beschrieb der Laudator Wladyslaw Bartoszewski als Persönlichkeit, die sich zur Kirche zählt, ohne „*deswegen Scheuklappen zu tragen*“.

Zwischen dem aus dem Glauben lebenden Menschen Wladyslaw Bartoszewski und dem Namensstifter des Preises, Romano Guardini, gäbe es viele Gemeinsamkeiten zu beschreiben. „*Beide wußten vor allem, daß man die Person- und Menschenwürde nur durch konsequentes Hören auf die Stimme des Gewissens und Gott selbst retten kann.*“ Somit, so schloß der Bischof seine Laudatio, sei der Romano Guardini Preis vielleicht die beste Würdigung, mit der man ein solches Leben und Lebenswerk, daß kaum adäquat zu ehren sei, auszeichnen könne.

Der Preisträger setzte seinem Referat eine kurze persönliche Dankesrede voraus, in der er seine Intention zu dem Thema und der Gestaltung des Vortrages darlegte. Er dankte für die von soviel persönlicher Freundschaft zeugenden Redebeiträge und leitete aus diesem Umstand und der Tatsache, daß er den Preis als Minister und nicht als Wissenschaftler erhalten habe, her, über die Verständigung und Versöhnung zwischen Deutschen und Polen im neuen Europa sprechen zu wollen.

Bartoszewski begann seinen Vortrag mit der Feststellung, daß man bei dem gewählten Thema in Deutschland zunächst mit dem Blick auf die deutschen Menschen beginnen müsse und er nannte Namen und Initiativen, wie das Maximilian-Kolbe-Werk, den Benserger Kreis, das Zentralkomitee der deutschen Katholiken u. v. a., die für ihn seit mehr als 30 Jahren untrennbar mit den Schritten der Verständigung und Versöhnung zwischen Deutschen und Polen verbunden sind.

Als Grundlage für alle Verständigung beschrieb er dann, daß es stets notwendig bleiben wird, die Menschen beider Völker mit den Fakten des Geschehenen vertraut zu machen, nicht unter dem Blickwinkel des Aufrechnens, sondern aus dem Bewußtsein heraus: „*Nicht die Deutschen haben den Polen, sondern die Menschen haben den Menschen das angetan. Menschen, die oft auch getauft, katholisch getauft und nicht immer Ungeheuer und Teufel gewesen waren, die aber auf die eine oder andere Weise pervertiert waren im Laufe des Lebens.*“

Um jedes einzelnen willen dürfe man die Fakten und das Geschehene nicht in das Vergessen drängen. Doch, so setzte Bartoszewski fort, die christliche Praxis kenne den Begriff des Neuanfangs und hier läge eine Basis für den Wiederaufbau der Beziehungen zwischen Deutschen und Polen, die in der Geschichte bereits viele Früchte getragen hat.

Bartoszewski verfolgte diese Wirkung des Christentums auch in den Handlungen der Politiker. Er skizzierte, daß nach neuesten Erkenntnissen weit vor Willy Brandts großer Geste des Kniefalls die großartige Perspektive des alten Konrad Adenauer, der in geheimen Gesprächen in Polen Perspektiven für eine Zusammenarbeit und Hilfe mit Polen als Pendant zu seiner Politik in Richtung Frankreich veranlaßt hatte, heute ihre Früchte in einem Weg beider Völker im neuen Europa trage. Und dabei schloß er auch die vielen offiziellen und inoffiziellen Kontakte von evangelischer und katholischer Seite zur katholischen Intelligenz Polens und ihren Medien ausdrücklich ein.

Für einen Kreis, zu dem neben ihm unter anderen Mieczyslaw Pszon, Tadeusz Mazowiecki, Stanislaw Stomma gehörten, beschrieb er folgende grundlegende Feststellung für eine Versöhnung zwischen Deutschen und Polen: „Wir haben schon Anfang der 60er Jahre verstanden: Es gibt kein freies Polen ohne ein vereinigtes Deutschland; es gibt aber kaum die Möglichkeiten für Deutschland, sich zu vereinigen ohne Konsens mit dem polnischen Volk. Dies haben hohe Geister im Lauf der Zeit begriffen, und das war das Fundament für die gemeinsame Zukunft der Polen und Deutschen im neuen Europa.“

Als wichtige Fakten auf dem Weg zu einem Neuanfang der Beziehungen zwischen Deutschen und Polen erwähnte Bartoszewski nochmals das von der EKD im Jahr 1965 verfaßte Memorandum und mehr noch den im gleichen Jahr erfolgten Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe, der in beiden Nationen für die Unterzeichner nicht nur Zustimmung gebracht hatte.

Diese seien aber Basis dafür gewesen, daß man 1989 einen weiteren „Grundstein“ legen konnte, in einer bereits im September 1989 gemeinsam von 20 deutschen und 23 polnischen katholischen Intellektuellen verfaßten Erklärung „Für Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden in Europa“.

Diese Erklärung wurde gleichzeitig in Bonn und Krakau, dort in der katholischen Wochenzeitung „Tygodnik Powszechny“, veröffentlicht. Aus der Sicht Bartoszewskis zeichnet sich diese Erklärung dadurch aus, daß dort zum ersten Mal mit „klarer Stimme“ geredet wurde: „... nicht nur über Opfer in Polen, sondern auch über deutsche Opfer der Nachkriegsordnung, des Stalinismus, auch auf polnischem Territorium. Wir haben uns damals berufen auf, die mutigen, befreienden Worte der polnischen Bischöfe von 1965 und die behandelnden Worte der deutschen Bischöfe.“ Wir haben damals geschrieben, daß diese Briefe das Verhältnis zwischen unseren Völkern entscheidend verändert haben, daß wir einander mit anderen

Augen sehen. Seither sind wir manchen Schritt aufeinander zugegangen. Auch heute gilt, was Joseph Kardinal Höffner zum Abschluß des Besuchs der deutschen Bischöfe 1980 in Warschau festgestellt hat: „Wir dürfen nicht vergessen, was an Schrecklichem und Unmenschlichem zwischen unseren Völkern geschehen ist. Wir dürfen aber auch den Blick nicht ausschließlich zurückwenden. Die Aufgabe der Zukunft lautet: Europa im Geiste Jesu Christi erneuern.“

Neben dieser Erklärung engagierter polnischer und deutscher Christen und Politiker sieht Bartoszewski wesentliche neue Eckpunkte des gemeinsamen Weges von Polen und Deutschen in der Erklärung festgeschrieben, die Tadeusz Mazowiecki und Helmut Kohl anläßlich des Besuches des Bundeskanzlers in Polen 1989 unterzeichnet haben.

Bartoszewski zufolge ist es als außerordentlich zu betrachten, daß hier in diesem Dokument keine der üblichen diplomatischen Floskeln gewählt wurden, sondern die beiden Politiker eine „moralisch und weltanschaulich fundierte“ Sprache wählten. Diese erlaubte ihnen, erstmals das Wort Versöhnung in ein politisches Dokument einzufügen und damit eine neue Kategorie, „die Wunden der Vergangenheit durch Verständigung und Versöhnung zu heilen“ für die Beziehungen beider Völker zu benennen.

Und Bartoszewski merkte aus polnischer Sicht an, daß die tiefe Erfahrung schweren Leids im KZ, das Wissen darum, was Tausende Mütter verschiedenster Nationalität erduldet haben, für ihn und sicher auch manche anderen eine treibende Kraft darstellen für ihr Handeln im Dienst der Ver-

söhnung, als „moralische Grundlage der polnisch-deutschen Zukunft.“

Abschließend verwies der Guardini-Preisträger darauf, daß es für die Zukunft um die Glaubwürdigkeit der Freundschaft zwischen Polen und Deutschen gehen werde. Von dieser Prämisse aus beschloß er seine Ausführungen:

„... Die Polen sind spontane Leute, sie glauben gerne an die Freundschaft. Die Polen glauben jetzt in der überwiegenden Mehrheit an den guten Willen, sehr viele an die Freundschaft der Deutschen. Auch nicht alle Polen lieben die Deutschen, das wäre gegen die Natur. Aber ich muß sagen, es sind sehr viele Leute bei uns, die an diese neuen Beziehungen und einen neuen Anfang glauben. Ich meine, der deutsche Einsatz und Beistand auf unserem Weg in die Europäische Union und auch in das Sicherheitssystem sind von großer Bedeutung gerade hier in Deutschland. Der französische und der britische Beitrag wären selbstverständlich auch wichtig – das ist eine andere Sache. Aber der deutsche Beistand ist nicht selbstverständlich und wird mit Enthusiasmus aufgenommen.

Viel liegt im Moment schon im Interesse beider Völker, nicht nur im polnischen Interesse: der Weg der Polen und der Deutschen im neuen Europa. Und die Polen waren immer treue Verbündete, oft zu treue Verbündete... Es lohnt sich, solche Verbündete zu haben. Und wenn sich etwas lohnt und dazu moralisch richtig ist, was wollen wir mehr!“

Viola Nitschke

Die Zitate wurden entnommen dem Abdruck der bei der Preisverleihung gehaltenen Referate in der Zeitschrift „zur Debatte“ der Katholischen Akademie in Bayern, 25. Jg., Nr. 5/6, Sept.–Dez. 1995.

Der Blick nach Osten bleibt bestehen – die Aktion West-Ost 1995

*Andrea Gawrich,
stellv. Vorsitzende der Aktion West-Ost*

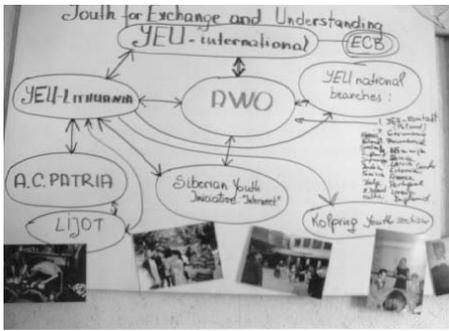
Die Adalbertus-Jugend bildet mit anderen katholischen Jugendverbänden die Aktion West-Ost. Als „Arbeitsgemeinschaft für europäische Friedensfragen“ legt sie besonderes Augenmerk auf internationale Jugendbegegnungen. Aufgrund unserer Wurzeln als Verband katholischer vertriebener Jugendlicher, befassen wir uns besonders mit Polen und Tschechien.

Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus in Ostmittel- und Osteuropa wurde offenbar, daß es dringend notwendig ist, sich auch mit den anderen postkommunistischen Staaten zu befassen. Denn nur ein zusammengewachsenes und prosperierendes Gesamt Europa kann Frieden und Sicherheit gewähren. Durch die Jahrzehnte des Eisernen Vorhangs waren Wissen und Kontakte zwischen Ost und West nahezu auf

dem Nullpunkt. Mit dem kommunistischen System brachen auch die dortigen Jugendstrukturen zusammen, es entstand ein Vakuum.

Der Blick in den Osten ist bis heute für westliche Jugendliche ungewöhnlich und selten geblieben. Deshalb sieht es die Aktion West-Ost als ihre Aufgabe an, west- und osteuropäische Jugendliche einander näherzubringen und Kontakte aufzubauen. Die einzelnen Jugendverbände der Aktion West-Ost begannen 1989 die Begegnungsarbeit mit Partnergruppen in den Regionen, aus denen häufig die Elterngeneration stammt: Böhmen, Danzig, Ermland, Glatz, Mähren, Schlesien. Seit fünf Jahren gibt es deutsch-polnische und deutsch-tschechische Jugendseminare und Freizeiten.

Obwohl es viele interessante Jugendbegegnungen gibt, mangelt es an spezifischen Konzepten für eine langfristige Arbeit und dem Aufbau dortiger Strukturen. Viele deutsch-polnische Aktionen erweisen sich lediglich als Strohfeuer. So war es für die Aktion West-Ost eine besondere Herausforderung die eigenen Erfahrungen im deutsch-polnischen Bereich zu analysieren, daraus



Vorstellung der internationalen Arbeit durch die litauische Gruppe.

Konzepte und Methoden zu entwickeln und diese auch an andere Träger deutsch-polnischer Jugendarbeit weiterzugeben. In der Folge wurden z. B. eine Arbeitshilfe für den deutsch-polnischen Jugendaustausch und eine deutsch-englisch-polnische Sammlung von Gruppenspielen erstellt. Zusammen mit dem BDKJ wurde 1994 das Buch „Asche, Sakrament und Grenzverkehr“ herausgegeben. Dort finden Anfänger der Begegnungsarbeit einen guten Überblick über Entstehung, Entwicklung und aktuellen Stand der deutsch-polnischen Jugendarbeit im katholischen Bereich.

Ein weiterer Mangel besteht bei der Schulung von Multiplikator/-innen im deutsch-polnischen Bereich. Aufgrund eigener Erfahrungen hält die Aktion West-Ost es für notwendig, Leiter/-innen speziell auf internationale Begegnungen vorzubereiten. Deswegen entstand in Kooperation mit dem BDKJ des Erzbistums Köln ein Programm für deutsch-polnische Jugendleiter/-innen, in dem seit zwei Jahren Seminare speziell für diesen Austausch angeboten werden. Die Begegnungsarbeit mit Polen und Tschechien liegt vorwiegend in den Händen der Mitgliedsverbände.

Die Zusammenarbeit mit anderen ostmittel- und osteuropäischen Ländern hingegen ist eine Aufgabe in den Händen des Dachverbandes. Hier liegt der Schwerpunkt bei einer Zusammenarbeit mit den „vernachlässigten“ Ländern Europas. Inzwischen gibt es feste Begegnungsgruppen in Litauen, Rußland, Rumänien und Albanien. Auch die letzten Begegnungsfahrten nach Litauen und Albanien im Oktober 1995 haben gezeigt, daß die Aufgabe für die Zukunft ist, die Zusammenarbeit auf eine langfristige und tragfähige Basis zu stellen. Es gibt bei unseren Partnern ein großes Maß an Engagement und Organisationstalent. Jedoch ist es manchmal schwierig, gemeinsame Perspektiven in der Arbeit zu entwickeln. Für Deutschland ist unser Anliegen, mehr Interesse bei Jugendlichen für Ostmittel- und Osteuropa zu wecken. Wir wollen Lobby sein für die Institutionalisierung internationaler Jugendarbeit. Ein Prinzip unserer Kooperation ist eigenverantwortliches und demokratisches Handeln auf allen Seiten. Die Aktion West-Ost will dadurch einen Beitrag zum Aufbau von angemessenen Jugendstrukturen in den ostmittel- und osteuropäischen Ländern leisten.

Buchhinweis: *Asche, Sakrament und Grenzverkehr*; Aufbruch in ein neues Europa; Begegnungen deutscher und polnischer Jugendlicher; Hrg.: Bundesvorstand des BDKJ und die Aktion West-Ost im BDKJ; Vertrieb: Jugendhaus Düsseldorf e.V., 1994.

Die Größe und Macht der freien Hansestadt Danzig wurde über Jahrhunderte durch verschiedene Kulturen und Völker errichtet. In Danzig wohnten und hinterließen ihre Spuren Deutsche, Polen, Engländer, Russen, Schotten, Holländer und Juden. Jedes dieser Völker hat in der Landschaft der Stadt seine eigene Tradition und Kultur mitgebracht. Danzig war ein Kessel, in dem sich Kulturenerfahrungen aus allen Richtungen Europas verschmolzen haben. Die ersten Juden sind in der Wende des 14. zum 15. Jh. nach Danzig gekommen, im 16. Jh. sind die ersten Siedlungen im südlichen Teil der Stadt entstanden. Obwohl man den Juden von seiten der Kreuzritter, Polens und der nachfolgenden Preußen die Ansiedlung erschwert hat, ist ihre Anzahl ständig gewachsen.

Entwicklung und Vielfältigkeit – Nach der Volkszählungsliste der Freien Hansestadt Danzig von 1929 lebten 10.448 Juden in der Stadt, davon selbst in Danzig 5.873 und in dem viel kleineren Zoppot sogar 4.311. Nach den Daten des Generalkommissariats der Republik Polen 1936 befanden sich in Danzig 11.500 Juden, von denen 2.300 gebürtige Danziger waren. In der Zwischenkriegszeit – trotz vieler Schwierigkeiten – wuchsen noch die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Aktivitäten der Juden: es entstanden mehrere Handelsunternehmen und Schulen (unter anderen das Ruth-Rosenbaum-Gymnasium); es entwickelte sich das religiöse (Ende der dreißiger Jahre existierten in Danzig vier aktive Synagogen) und das kulturelle, gesellschaftliche und sportliche Leben; es erschienen – in den Jahren 1922–1939 – ungefähr 15 jüdische Zeitschriften in deutscher und jüdischer Sprache. Die mannigfaltige jüdische Gesellschaft der Freien Stadt Danzig gehörte vielen Organisationen und Gesellschaften an. Nach Informationen des deutschen Generalkonsulates existierten ein Jahr nach der Machtübernahme der Nazis in der Freien Stadt Danzig 37 jüdische Organisationen. Kulturell tätig waren unter anderen Organisationen der Kulturbund (entstanden 1933), der jüdische Club, sowie der Verein zur Pflege des jüdischen Theaters.

Visiten von Künstlern – Bereits am Anfang der dreißiger Jahre hat man begonnen, jüdische Künstler und Gruppen aus Deutschland und Polen nach Danzig einzuladen. Ein großes Musikereignis für die Danziger Juden und – so kann man aus der Danziger Presse schließen – der gesamten Danziger Gesellschaft war der Auftritt der Oper des Berliner Kulturbundes mit *La serva padrona* von Pergolesi in der Regie von Emil Fischer. Die Aufführung fand 1935 im Danziger Hof statt. Das Stück bekam positive Kritiken, nicht nur in den jüdischen Zeitschriften. Das Publikum war ebenfalls sehr angetan. In der Zeit in Danzig zeigten sich jüdische Theatergruppen und Solokünstler, die Poesie und Rezitationsabende in der jüdischen und hebräischen Sprache darboten. Durch Einladung des Kulturbundes spielte 1934 das Berliner Arbeitertheater *Ohel*, und im Dezember präsentierte die Berliner Schauspie-

lerin Edith Herrnsstadt-Oettingen hebräische Rezitation von der Bibel bis Bialik. Im Juli 1934 erschien den ersten Mal in Danzig – auf Einladung des Hilfsvereins Esra – die berühmte *Wilnaer Truppe* und gab ein Konzert, während dessen die Künstler aus Wilna: M. Mass, Mirjam Orlesko, Mila Alter, Jakub Wajslie, M. Potaszynski und andere Dialoge, Szenen, Rezitationen, Lieder und Volksmotive von Perez, Asch, Brodersohn, Scholem Aleichem und anderen jüdischen Schriftstellern präsentierten. Im Abendprogramm befand sich auch das Stück *Auf dem alten Markt* von Perez mit einer Musik von H. Kohn.

Jüdisches Theater – Im Jahr 1934 kam der bekannte Schauspieler der *Wilnaer Truppe* Simi Weinstock nach Danzig, um gemeinsam mit der lokalen Gruppe Hirsch Glowinski zwei Musikkomödien aufzuführen: *Tantz, Idelech, tantz* und *Mann, Weib, Mann*. Beide Stücke wurden im Dezember 1934, auf Einladung des Hilfsvereins Esra aufgeführt, man kann es als die erste öffentliche Aufführung eines professionellen jüdischen

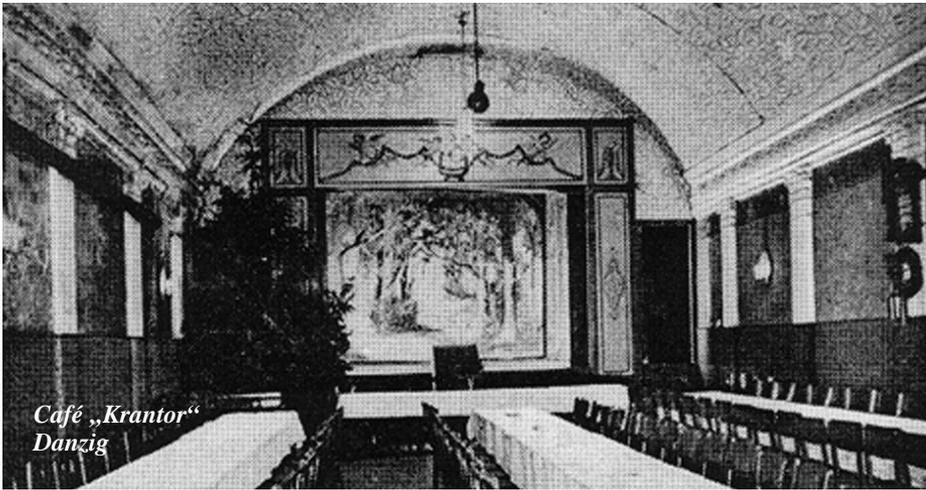
Jüdisches Theater in der Freien Stadt Danzig 1934–1938

Mieczyslaw Abramowicz, Danzig

Geboren 1952 in Danzig, nach Studium der Philosophie an der Kath. Universität in Lublin und anschließender Ausbildung als Regisseur an der Hochschule für Theater in Bialystock Tätigkeit als Journalist, heute Redakteur und zugleich Sekretär der Redaktion bei der GAZETA MORSKA in Danzig.

Theaters in Danzig ansehen. Die Weinstock-Glowinski-Gruppe ist in unveränderter Besetzung bis März 1935 tätig und führt im Saal der Esra-Gesellschaft und im Saal der Schichau-Werft auf, vor allem Revues und Bunte Abende.

Eine deutliche Zäsur in der Tätigkeit des jüdischen Theaters in Danzig unter der Leitung von Simi Weinstock war die Ankunft von Rudolf Zaslowski. Er kam nach Danzig als Künstler und allgemein geehrte Person. Der Kritiker des Danziger „Jüdisches Gemeindeblatt“ hat so über Zaslowski geschrieben: „Es gibt keine jüdische Gemeinde, die nicht von seinen Leistungen begeistert wäre. Er ist einer der größten Interpreten von Scholem Aleichems *Tewje der Milchiker*.



Mehr als 2000 mal ist er in dieser einer seiner Glanzrollen aufgetreten.“

Tewje der Milchiker – Rudolf Zaslowski sollte in Danzig als Gast mit der jüdischen Theatergruppe von Weinstock nur zweimal auftreten: die erwähnte Vorstellung *Tewje der Milchiker* und *Schwer zu sein a Jüd* von Scholem Aleichem. Die erste Vorstellung fand am 17. März 1935 (bei einer Teilnahme, die alle Erwartungen übertraf) in der Sport-Veranstaltungshalle der Schichau-Werft statt, die zweite im Saal des Polnischen Hauses in der Wallgasse 16a. Bereits ein paar Tage nach dem Auftritt Zaslowskis wurde die nächste Aufführung mit seiner Beteiligung angekündigt. Dies war *Motke Ganew* von Schalom Asch, aufgeführt am 31. März im Polnischen Haus. Der Kritiker des „Danziger Echo“ schrieb nach dem ersten Auftritt von Zaslowski: „Eine erfreuliche Belebung erfuhr das Theater, als vor einigen Wochen der bekannte jüdische Schauspieler Rudolf Zaslowski nach Danzig kam und an dem Theater mitzuwirken begann. Die Umstellung erfolgte schon rein thematisch: an Stelle der leichten Revuevorstellungen kamen Bühnenwerke bekannter jüdischer Autoren wie Scholem Aleichem und Schalom Asch zur Vorführung. Es stellte sich bald heraus, daß das Publikum für diese Art von Bühnenkunst noch mehr übrig hatte als für Revuen, wozu in nicht geringem Maße das bewährte schauspielerische Können Zaslowskis beigetragen haben mochte. Aber auch die übrigen Kräfte des Theaters, unter denen besonders Lola Silbermann, S. Weinstock und H. Glowinski hervortreten, halten sich auf dem gleichen, verhältnismäßig hohen Niveau und gewährleisten auf diese Weise ein gutes einheitliches Zusammenspiel mit dem Gast.“

Probleme mit den Räumlichkeiten und technische Probleme zwangen die Kritiker der Zeitungen, einen dringenden Appell an die Öffentlichkeit zu richten, bei der Unterhaltung des Theaters zu helfen. Schon 1935 war die Zeit stärkerer Repressionen gegenüber der jüdischen Gemeinde in Danzig. Der Saal in der Schichaugasse war praktisch schon vollkommen verschlossen für jüdische Veranstaltungen. Deswegen suchte das jüdische Theater die ganze Zeit für sich entsprechende Räumlichkeiten, während es vorübergehend in den Räumen des Polnischen Hauses

bzw. in der Werftkantine am Fuchswall 6 auftrat, um letztlich – gegen Ende April 1935 – seinen ständigen Sitz im Café Krantor in der Breitgasse 83 zu finden.

Der Dybuk – Am 14. April 1935 führte das Theater unter der Leitung von Simi Weinstock im Saal am Fuchswall das durch die Öffentlichkeit lange erwartete Stück *Der Dybuk* von Salomon Anski auf. Obwohl das Stück im Werftrestaurant unter sehr erschwerten Bedingungen aufgeführt wurde, wurde es sehr positiv bewertet. Der Kritiker des „Jüdischen Gemeindeblatt“ schrieb: „Am meisten beeindruckt das Stück *Der Dybuk* nicht durch die individuellen Schauspieler, sondern durch das Spiel der Gruppe. Darum haben mich die zwei ersten Akte besonders durch ihr Gruppenspiel begeistert im Gegensatz zum dritten Akt mit seinen Dialogen./../Der berühmte Bettlertanz in dem Hochzeitsakt erinnert mich an den Totenreigen im Mittelalter./../In diesen Tänzen und in den Chassidischen Gesängen (auch in dem Freudenmarsch, nachdem man den Dybuk rausgeworfen hat) hat man die besonders charakteristische Regie Zaslowskis gesehen.“

Seit April 1935 trat Rudolf Zaslowski als künstlerischer Leiter in dem Theater auf, er führte mehrere Stücke von Gottesfeld, Bill-Bielocerkowski und Wiewiorka auf.

Im Mai 1935 verabschiedeten sich mit einem speziellen Kabarettabend im Polnischen Haus Simi Weinstock und seine Frau Lola Silbermann und verließen Danzig. Nach einigen Monaten traten an ihre Stelle ein Schauspielerepaar: Sonia und Peter Amatin. Mit ihnen zusammen gründete Samuel Naumow – der Bruder von Rudolf Zaslowski – im Herbst 1935 die *Neue Jüdische Bühne* und führte im Oktober des Jahres *Ketten des Gesetzes* von M. Stoffer und der Musik von Ben Nochim, sowie *Wo sind meine Kinder* von Kal-

manowicz und der Musik von Isaak Dunajewski auf. In der selben Zeit (bis Frühling 1936) organisierte Rudolf Zaslowski gemeinsam mit Hirsch Glowinski und Rena Baumann Revueabende und Bunte Abende in verschiedenen Sälen in Danzig. So existierten nun zwei Szenen des jüdischen Theaters, geleitet durch die Brüder Zaslowski: Rudolf und Salomon (Naumow). Manchmal kam es auch zu gemeinsamen Auftritten wie z. B. im Falle des Stückes von J. Gorin *Gott, Mensch und Teufel* am 5. Oktober 1935 im Saal des Polnischen Hauses.

Nach der Rückkehr von Simi Weinstock und Lola Silbermann im März 1936 organisierte Hirsch Glowinski erneut mit ihnen eine jüdische Theatergruppe. Am 10. April 1937 führten sie (gemeinsam mit Perla Urlich und Jakob Mandebliitt) die Zweiakteroperette von Weinstock auf.

Letztes Jahr – Im Juli 1937 organisierte Weinstock zusammen mit Mandebliitt in Danzig die Gruppe mit Namen Akor: „Komödiengruppe, Operetten, Revue und Dramaturgie“ und zog mit ihnen durch die Provinz. Im Jahr 1937 kamen nach Danzig ein paar hervorragende Schauspieler aus Warschau: Jonas Turkow und Diana Blumenfeld. Die Gruppe unter ihrer Leitung zeigte nicht nur in jüdisch geschriebene Stücke, sondern auch Übersetzungen aus der europäischen Kunstszene. Nach der Ankunft in Danzig nahm Turkow Kontakt mit dem Danziger Dramaturgen Max Baumann auf, dessen Stück mit dem Titel *Morgengrauen* Anfang 1938 aufgeführt wurde.

Die Aktivitäten des jüdischen Theaters in Danzig endeten im Frühling mit der gewaltigen Verschlechterung der Situation der Juden in Danzig nach der Einführung der „Nürnberger Gesetze“ auf dem Gebiet der Freien Stadt. Überfälle auf jüdische Lokale, Brandschatzung und Gewalttätigkeiten riefen eine massive Emigration der jüdischen Bevölkerung hervor. In dieser Atmosphäre von Angst und Feindlichkeit endete das Leben der professionellen Theater-Szene in Danzig.

Der Autor dieses Artikels bittet alle Leser, die irgendwelches Material über das jüdische Theater in Danzig besitzen (Flugblätter, Fotos, Zeitungen, etc.) um Kontakt: ul. Abrahama 49, PL-80-307 Gdansk, Polen, Tel. (0048 58) 56 06 20

Jüdisches Theater in Danzig Leitung S. Weinstock

Sonntag d. 14. April 1935 abends 8.30 Uhr pünktlich i. Werftspeischaus, Fuchswall 6

RUDOLF ZASLAWSKI

Erst-Auftreten d. Schauspieler: **Njusja Gold** u. **Salomon Naumow**

DER DYBUK

Volks-Legende in 3 Akten von Sch. An-ski, Musik v. M. Milner
Mitwirkende: **Lola Silbermann, S. Weinstock, H. Glowinski** u. Ensemble zusammen-30 Person.

Original-Aufführung von R. Zaslowski.

Ekstatische Gesänge — Chassidische Tänze — Massenszenen
Bettlertanz, Neuaufgefert. **Kostüme u. Dekorationen, Lichteffekte**

Karten zu 3.— 2.50 2.— 1.50 u. 1.— G. bei „Plutos“ Töpfergasse 11, Weichselbuchhandlung,
Holzmarkt 15, Zigarrengeschäft Blum, Matzkauschegasse 5 und an der Abendkasse.

Voranzeige: **1.) Parnusse** musikal. Komödie v. Ch. Gottesfeld
2.) Sulamith histor. Operette v. A. Goldfaden

Veranstaltungen

Bildungstreffen

28. April Gütersloh
19. Mai Hamburg
16. Juni Magdeburg

Tagung von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend

im Kardinal-Hengsbach-Haus, Essen-Werden, Dahler Höhe 29

Termin: 2/3. März 1996,

Beginn Sa. 14.30 Uhr, Ende So. 13.00 Uhr

Thema: *Die Lage der katholischen Kirche in Polen und die deutsch-polnischen kirchlichen Beziehungen.*

Referent: Jörg Lüer, Berlin

Am 13./14. Dezember 1995 fand in Warschau eine Begegnung deutscher und polnischer Bischöfe aus Anlaß des 30. Jahrestages jenes historischen Briefwechsels am Ende des Konzils statt, der das deutsch-polnische kirchliche Verhältnis vor einer Generation entscheidend verändert hat. Diesmal wurde eine gemeinsame Erklärung veröffentlicht. Unsere Tagung wird sich auf dem Hintergrund der aktuellen kirchlichen Situation in Polen sowohl speziell mit diesem neuen als auch mit dem historischen Dokument und der daraus resultierenden Entwicklung befassen.

Anmeldungen zur Teilnahme an:
Johannes Schilke, Schimmelsfeld 29,
45139 Essen, Tel. (02 01) 28 33 60

Termine in Kreisau

18.–21. 4.

„Janusz Korczak und Adolf Reichwein“
Seminar für Pädagogen und Studenten aus
Polen und Deutschland

30. 4.–5. 5.

**Deutsch-Polnisch-Russisches Frauen-
seminar** – In Zusammenarbeit mit der Aktion
West-Ost im BDKJ

17.–19. 5.

10. Maikonzferenz der Stiftung „Kreisau“

21.–26. 5.

Deutsch-Polnische Lehrerfortbildung

23. 6.–7. 7.

Internationale Jugendbegegnung

20. 7.–3. 8.

Europäische Jugendwochen

Aus Kreisau kann man das PROGRAMM '96
erhalten.

Interessenten wenden sich bitte direkt an:

Internationale Jugendbegegnungsstätte

Kreisau, z. Hd. Stephan Erb
Krzyzowa 7, PL-58-112 Grodziszczce
Tel./Fax (0048 74) 52 29 82

50. Gementreffen vom 3. bis 8. Juli 1996

Das Jubiläumstreffen rückt immer näher und wird hoffentlich schon von vielen mit Spannung erwartet. Es wird unter dem Leitwort stehen:

„ZUKUNFT EUROPA –
EIN DIALOGISCHER PROZESS“.

Wir hoffen, daß es ein großes und würdiges

Treffen wird, das viele „alte“ und „neue“
Danziger, aber auch wieder Vertreter aus ande-
rem ostmitteleuropäischen Ländern zusam-
menführt. Das Programm ist fast fertig, es wird
bereits der März-Ausgabe des *adalbertusfo-
rums* beiliegen. In Vorträgen und Foren wollen
wir – wieder gemeinsam mit namhaften Refe-
renten – versuchen, 7 Jahre nach der Wende
eine europäische Bilanz zu ziehen und Pers-
pektiven zu erkennen; ein Vormittag wird dem
Beitrag der Kirchen zum Dialog in Ostmittel-
europa gewidmet sein. Im Rahmenprogramm
sind eine Reihe von besonderen Veranstaltun-
gen geplant, darunter ein Konzert mit alter
Danziger Musik und – wie beim 40. Gemen-
treffen – wieder eine große Ausstellung, die
auch im Jahr 1997 bei der 1000-Jahr-Feier in
Danzig gezeigt werden wird. Der Sonntag ist
als *Jubiläumstfesttag* geplant. Er wird mit
einem Festgottesdienst eröffnet, den voraus-
sichtlich der Erzbischof von Danzig gemein-
sam mit unserem Visitor zelebrieren wird. In
einem Festakt am Vormittag wird Adam Krze-
minski sprechen, am Nachmittag dann soll ein
Großes Gemener Burgfest Gelegenheit zur
Rückschau und vor allem zur Begegnung un-
tereinander geben. Wir hoffen, daß beim 50.
Treffen wieder besonders viele Teilnehmer aus

den ersten Jahren dabei sein werden und rufen
nochmals dazu auf, uns Anschriften von Ge-
men-Teilnehmern der ersten Jahre zu benen-
nen, mit denen Sie Kontakt haben, damit wir
sie in einer besonderen Aktion einladen kön-
nen. Schreiben Sie uns und notieren Sie sich
vor allem schon jetzt den Termin!

3. Deutsch-polnische Studientagung in Danzig

Auch die 2. **Deutsch-polnische Studienta-
gung** des Adalbertus-Werkes im Oktober 1995
in Danzig war erneut ein großer Erfolg. 20 aus
Deutschland angereiste und über 40 „einheim-
sche“ Danziger nahmen daran teil. Die März-
Ausgabe des *adalbertusforums* wird einen
detaillierten Bericht mit den Inhaltsangaben
der einzelnen Vorträge bringen. Schon jetzt
weisen wir darauf hin, daß vom **28. September
bis 5. Oktober 1996** die **3. Deutsch-polnische
Studientagung** im gleichen Rahmen geplant
ist. Interessenten bitten wir wieder, sich den
Termin jetzt schon vorzumerken und sich bald
bei der Geschäftsstelle bzw. telefonisch unter
(02 11) 40 04 40 (Gerhard Nitschke) zu mel-
den.

Personen – Daten – Fakten

Neue „Spitze“ der Katholischen Jugendarbeit in Düsseldorf

Im Katholischen Jugendamt in Düsseldorf, mit
dem das Adalbertus-Werk im Haus der Katho-
lischen Verbände in der Hubertusstraße 5 seit
1982 auf dem gleichen Flur „lebt“, „herrscht“
seit einigen Wochen eine neue Doppelspitze:
Bogdan Kaczmarek als Stadtjugendseelsorger
und Felicitas Marx als Leiterin des Jugendam-
tes. Frau Marx ist uns durch ihre langjährige
Referentin-Tätigkeit im Jugendamt keine
Fremde mehr; bei Pfarrer Kaczmarek, der zu-
vor acht Jahre lang Kreisjugendseelsorger in
Mettmann war, freuen wir uns, es mit einem
Fast-Landsmann – er stammt aus Bromberg
und spricht fließend polnisch – zu tun zu
haben. In den vielen Jahren der Büro-Nachbar-
schaft gab es bisher stets ein gutes Einverneh-
men, viele Berührungspunkte und auch man-
che Gemeinsamkeit, so die Gottesdienste und
Beiträge als Referenten durch die früheren
Stadtjugendseelsorger Johannes Bastgen und
Hubert Doods. Wir wünschen der neuen „Spit-
ze“ ein erfolg- und segensreiches Wirken und
hoffen auf weitere gute Zusammenarbeit, be-
sonders auch mit Pfarrer Kaczmarek im ge-
meinsamen Anliegen um die Verständigung
mit Polen.

DIALOG

Ein Magazin für deutsch-polnische Verständigung. Es sei erneut aufmerksam gemacht auf
das Magazin DIALOG, in dem auch wir schon
zweimal über unsere Arbeit berichtet haben.
(Dez.-Ausg. 1992 u. 1994). Die vom Bundes-
verband der deutsch-polnischen gemeinsam
mit den polnisch-deutschen Gesellschaften in
Polen herausgegebene Zeitschrift hat das Ziel,
einen Beitrag zum Informations- und Mei-

nungsaustausch über die deutsch-polnischen
Beziehungen zu leisten und über die polnische
Minderheit in Deutschland und die deutsche
Minderheit in Polen zu berichten. Einer der
beiden Chefredakteure ist Adam Krzeminski,
mehrfacher Referent in
Gemen und Autor im
adalbertusforum. Das
Magazin erscheint 3–4
mal im Jahr, zweispra-
chig und in vorzüglicher
Aufmachung, der
Bezugspreis beträgt
DM 24.– (einschl. Ver-
sandkosten). Das Heft
1/1995 ist dem 50. Jah-
restag des Kriegsendes
gewidmet, das gerade erschienene Doppelheft
2–3/1995 der Entwicklung der deutsch-polni-
schen Beziehungen nach dem Krieg. Ein
Abonnement kann mit beiliegender Postkarte
bestellt werden. Als Leser des *adalbertusfo-
rums* erhalten Sie bei Bestellung dann auch
noch kostenlos die Ausgaben aus 1995.



Aufruf zur Mitarbeit

Ein junger deutscher Historiker bereitet z. Zt.
in Danzig seine Examensarbeit im Fach Ge-
schichte vor mit dem Thema: „Hitlerjugend in
der Freien Stadt Danzig 1925–1939 aus le-
bensweltlicher Perspektive“. Er sucht dafür
dringend:

- Quellen zur Geschichte der Hitlerjugend in
Danzig, z. B. Tagebücher, Briefe, Fotos o. ä.
- Zeitzeugen, die bereit sind, sich befragen zu
lassen (Mitglieder von DJ, HJ, JM, BDM in
den Jahren 1925–39, also ca. Jg. 1910–1925)

Vertrauliche Bearbeitung der Materialien, so-
wie Änderung der Personen-Namen wird ga-
rantiert. Interessenten schreiben bitte an:

Christoph Pallaske
ul. Polanki 104, PL-80-302 Gdansk-Oliwa